FXXXV 129 b.

Europa
Dalmatien.

It. o. 83/2.

Geogr. o.

Abbate Alberto Fortis

Reise in Dalmatien.

Modo exustione, modo eluvione terrarum diuturnitati rerum intercedit occasus.

MACROB. *in Somn. Scip. L.* 2. *c.* 10.

Aus dem italiänischen.

Mit Kupfern.

Zweiter Theil.

Bern,
bey der typographischen Gesellschaft.

1776.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Erstes Sendschreiben
an Herrn J. J. Ferber,
Mitglied des Bergwerkkollegi und in Schweden 2c.

Von der Grafschaft Trau.

Empfangen Sie hier die Erfüllung des Versprechens, das ich ihnen bey unsrer letzten Zusammenkunft gethan, ihnen einen Theil meiner Bemerkungen über Dalmatien mitzutheilen. Ich halte mich für desto mehr dazu verbunden, da ihr unermüdeter Eifer neue Gegenstände in der Natur aufzusuchen, und ihre aufrichtige Freundschaft für mich Sie würde bewogen haben, mich selbst in diese Gegenden zu begleiten, wenn es Ihnen ihre Umstände erlaubt hätten.

§. I.

Gebieth von Trau.

Das Gebieth von Trau, fängt gegen über der Insel Rogosniza an, erstreckt sich dreißig Meilen

weit längst dem Meer, beynahe bis zu den Ruinen von Salone, und begreift einige bewohnte Inseln nebst einer grossen Menge verlassener Scheeren. Eine derselben heißt Pianca piccola; sie wird für sehr gefährlich gehalten, weil sie dem ofnen Meer ausgesetzt ist, da hingegen die übrigen von den grossen Inseln bedeckt werden.

P. Farlati begeht in seinem Illyrico sacro einen belachenswerthen Fehler, da er sagt: die Farth bey Pianca sey deßwegen gefährlich, weil die Flüsse Narenta und Cettina dort mit der Kerka zusammen stossen. Der Ausfluß des Narenta ist fünf und achzig Meilen von diesem Ort entfernet; und sein Lauf ist so langsam, daß die Fluth in demselben zwölf Meilen weit hinauf verspührt wird. Die Cettina liegt vierzig Meilen weit von Planca, und ergießt sich ebenfalls unter Almissa sehr langsam in das Meer. Die Kerka fällt in den See von Scardona, dreyßig Meilen von Pianca und zwölf vom Meer weg, und vermischt sich mit diesem in dem weitem Hafen von Sibenico. So leicht ist es auch den gelehrtesten Männern in die gröbste Irrthümer zu verfallen, wenn sie sich blindlings auf Nachrichten unwissender Leute verlassen. Eines der beträchtlichsten Oerter des trauischen Gebieths in Absicht auf Alterthümer, ist das

von den Fischern und Seeleuten so genannte Trau vecchio. Es liegt etwas über vier und zwanzig Meilen von Sibenico, und ungefähr neun von Trau. Giovanni Lucio glaubt, daß auf dieser Stelle das Prätorium der peutingerianischen Tabelle gestanden. Schwerlich kan ich den Römern eine so schlechte Auswahl der Lage, noch eine so elende Bauart zuschreiben. Der Ort ist in allen Absichten unschicklich, abgelegen, ohne Hafen, und die umliegende Gegend ist gänzlich unfruchtbar. Das Gebäude selbst ist sehr plump; die Steine sind nicht nach römischem Geschmack ins Viereck gehauen. Die zerfallene Mauren, die Trau vecchio heissen, scheinen viel eher Ueberbleibsel eines einzelnen Gebäudes, als eines auch nur mittelmäßig bewohnten Ortes zu seyn; sie bestehn aus irregulären Steinen, die aus dem benachbarten Berge gezogen worden.

Das Pflaster, das sich an einigen Stellen noch erhalten hat, ist durch einen zähen Mörtel so fest verbunden, daß es noch jetzt dem Meer und allem Wetter Trotz bietet. Ich bin geneigt diese Ruinen eher für ein Werk der Griechen aus den mittlern Zeiten, als für ein römisches anzusehen. Eine Art von Kapelle, die noch ziemlich kenntlich ist, bestärkt mich in dieser Muthmassung. Man findet

in der ganzen umliegenden Gegend weder Inschriften noch bearbeitete Steine, noch mosaische Arbeit, noch Stücke von ächtem Marmor, da man doch diese Dinge durchgehends in mehrerer oder minderer Menge da antrift, wo die Römer sich niedergelassen haben.

Das Gestein am Ufer von Trau vecchio ist voll röhrichter Seecörper von eben der Gattung, welche ich in den Inseln des Kanals von Zara beobachtet, und die man hier häufig antrift.

§. II.

Boßiglina; Halbinsel Hyllis.

Einige Meilen jenseits obbeschriebenen Ruinen findet man das Dorf Vinischie, nahe bey Porto Mandola, wo vormals Bergpech ausgegraben worden, von dem ich aber keine Spuhren mehr habe entdecken können. Näher gegen Trau zu, kommt man in das Dorf Boßiglina, dessen Namen Lucio von dem ehmaligen Bullis entstanden zu seyn glaubet. Zu folg dieser Muthmassung schließt er die Halbinsel Hyllis in sehr enge Gränzen ein; denn wenn Bullis an diesem Ort gestanden, so bleibt für Hyllis nichts übrig, als der schmale Erdstrich, den die alten Erdbeschrei-

der Promontorium Diomedis nennen, und der zwischen der Insel Rogosniza und Boßiglina einem Lehen des Bischofs von Trau, in das Meer herausragt. Die ganze Länge von Hyllis beliefe sich auf zwölf, und ihre gröste Breite auf fünf Meilen. Dieses kommt aber nicht mit der Beschreibung überein, die uns Scymnus von Chio von derselben hinterlassen, der sie eine grosse Halbinsel nennt, die dem Peloponnesus gleich kommen soll. Von den fünfzehn Städten, die auf derselben gestanden seyn sollen, finden sich nicht die geringsten Spuren mehr; und doch müssen diese fünfzehn Städte einen grossen Theil dieses engen Bezirks eingenommen haben. Hier ist die Stelle des alten Erdbeschreibers. * „An diese (an Ly„burnien) gränzen die Einwohner von Bullis. „Darauf folgt die grosse Habinsel Hyllis, die „dem Peloponnesus gleich geschätzt wird. Auf „derselben sollen sich fünfzehn Städte befinden, „deren Bewohner griechischen Ursprungs sind, „und deren Stifter Hyllus ein Sohn des Her„kules war. Im Verlauf der Zeit, verwilderte „dieses Volk durch seine Vermischung mit den „benachbarten Völkern.“

* *Scymn. Chius* inter Geograph. min. Hudſon. v. 403. & ſeqq.

Sollte vielleicht diese Halbinsel den ganzen Strich eingenommen haben, der zwischen den Ausflüssen des Titius, der immer für die Gränze von Liburnien gehalten wurde, und des Tilurus liegt; eine Weite, die dem Peloponnesus etwas näher kommt, und die die schöne Ebene von Knin, Petrovopoglie, Scign und die Gegend einschließt, die um die vergrabenen Ruinen von Promona herum liegt, das zu den Zeiten des Augusts den Mittelpunkt der Wohnungen der eigentlich so genannten Illyrier ausmachte. Der Nahme Hyllis ward auch der gebirgigten Halbinsel Sabioncello beygelegt, die zwischen der Mündung des Flusses Narenta und der Insel Curzola liegt. Allein die Schriftsteller die diese Meynung behaupten, haben nicht genugsam auf die Beschreibung der alten Geographen acht gegeben, die keineswegs auf Sabioncello passen können.

Was auch ihr Ursprung seyn mag, so sind die Bewohner von Boßiglina heut zu Tag so arm daß sie sich oft gezwungen sehen, sich von Asphodillwurzeln zu nähren, und ein elendes Brod daraus zu bereiten, das sie kraftlos und ungesund macht. Die gemeinsten Folgen des Genusses dieser schädlichen Wurzel sind Magenschmerzen und Blutbrechen. Ich kan mich nie genug verwundern, daß die Eigenthums- und Lehenherren von

Dalmatien sich so wenig um den Unterhalt des Landvolks bekümmern. Castanien, würden auf den Bergen im Inneren des Landes wohl gedeyen, und eine heilsame Nahrung für die Armen abgeben. Jetzt wird in der ganzen Provinz kein einziger Baum dieser Art angetroffen. Auch Erdäpfel würden ihnen dienlich seyn; und unstreitig würden sie sich lieber davon ernähren, als von Aronen, Asphodillwurzeln und gekochten Wachholderbeeren, die in theuren Jahren fast die einzige Speise der armseligen Inwohner der Inseln und des Gestades ausmachen.

Sie wissen selbst wie nützlich in ihrem Vaterland die Erdäpfel gewesen, die anstatt des schlechten Brodes eingeführt worden, von dem die armen Einwohner von Dalekarlien, in Zeiten der Theurung zu leben pflegten.

Boßiglina liefert vorzüglich vor den umliegenden Oertern gute Wolle. Diesen Vortheil hat es wahrscheinlich irgend einem seiner Bischöfe zu verdanken, der um die Schaafzucht zu verbessern, Vieh aus Italien kommen ließ.

Nach Boßiglina längst dem Gestad kommt man in den Flecken Seghetto; die umliegende Gegend ist wohl angebaut, und erhebt sich all-

mählig gegen die Berge zu in die Höhe, und verschaft den Seefahrenden durch die Menge Olivenbäume, von denen sie bedeckt ist, eine reitzende Aussicht. Von diesem Flecken weg, geht der Weg längst der Küste eben fort bis nach Trau.

§. III.

Stadt Trau.

Marmor traguriense der Alten.

Trau, von den Slavoniern Troghie genant, ungefähr vier und dreyßig Seemeilen weit von Sibenico, ist zwar weder eine sehr grosse noch sehr volkreiche Stadt, allein ihr hohes Alter, die Gelehrten, die sie hervorgebracht, und der Geist der Eintracht, der unter ihren Bürgern herrscht, geben ihr ein beträchtliches Ansehen.

Die Syracusaner, welche sich auf der Insel Issa zu stark vermehrt hatten, um in ihrem engen Bezirk genugsamen Raum zu haben, sendeten eine Kolonie aus, von welcher Trau erbauet wurde. Die Gegend, die sie auswählten, beweiset daß der gute Geschmack der Griechen nicht ausartete, wenn sie auch gleich in fremde Länder verpflanzt wurden. Die Stadt liegt auf einer kleinen durch

Kunst verfertigten Insel, die mit dem festen Land vermittelst einer hölzernen Brücke, und mit der Insel Bua durch einen festen aufgemauerten Damm verbunden wird, der durch zwey steinerne Brücken und eine Zugbrücke unterbrochen ist, um die Boote durch zu lassen.

Die Breite des Kanals zwischen der Stadt und der Insel Bua, beträgt ungefähr dreyhundert fünfzig Fuß; er wird stark von Fahrzeugen befahren, die das Meer fürchten, und die von Zara weg bis zum östlichen End der Provinz hinter den Inseln durch, der Küste nach streichen.

Giovanni Lucio aus einem adelichen, jetzt ausgestorbenen Geschlecht von Trau, hat ein weitläufiges Werk voll Documente und wichtiger Nachrichten über die Geschichte dieser Stadt geschrieben. Sie hat noch verschiedene andere Gelehrte hervorgebracht. In der Büchersammlung eines derselben, fand man die berühmte Handschrift des Petrons, samt dem Fragment des Gastmahls des Trimalcio. Ich konnte von dieser Handschrift, die Spon 1675. hat sehen können, nicht die geringste Spuhr ausfindig machen. Coriolano Cippico, Marino Statileo, Tranquillo und Paolo Andreis, sind die berühmtesten unter den trauischen Gelehrten. Von diesen und anderen

mehr, werde ich bey schicklicher Gelegenheit umständlichere Nachrichten ertheilen, und mir die Bemühungen des gelehrten Bischofs zu nutz machen, der sich beschäftigt dieselben einzusammeln, wenn er sie nicht selbst zur Ehre seiner Nation der Welt mittheilet.

Plinius, in der kurzen Nachricht die er von Trau giebt, unterscheidet dasselbe von anderen römischen Niederlassungen durch den Ruf, den sein Marmor ihm zugezogen; Tragurium oppidum Romanorum marmore notum. **Vitaliano Donati** glaubte, der trauische Marmor der Alten sey eben derjenige, der heut zu Tag unter dem Nahmen Marmor von Istria oder Rovigno bekannt ist. Ich darf es zwar nicht wagen diesem berühmten Mann dreist zu widersprechen. Wenn aber der Marmor von Trau eben diejenige gemeine Steinart ist, aus welcher die Ufer und Inseln von Istria und Dalmatien bestehen, so hätten die Römer nicht nöthig gehabt, denselben von Trau kommen zu lassen. Die um Rom gelegene Berge, obenher den Paludi Pontine bis Terracina, enthalten gröstentheils eben diese Marmorart, die ich füglich mit dem Nahmen apenninischer Marmor oder harter Stein belegen kan, da diese Bergkette fast ganz aus demselben bestehet. Gewiß ist, daß

er mit weit minderen Unkosten von Terracina als aus Dalmatien hätte nach Rom gebracht werden können. Eben so wenig war es den Römern unbekannt, wo apeninischer Marmor zu graben, und wie grosse Stücke desselben zu erhalten wären. Unter anderen Orten die uns noch Denkmäler ihrer Arbeit in Steingruben liefern, ist die Marmorwand berühmt, die am Ufer des Meeres nahe bey Terracina hundert und zwanzig Schuh senkrecht abgeschnitten ist, um die appische Strasse bequem durchzuführen. Sie werden diese Stelle auf ihrer Reise nach Neapel zweifelsohne auch bemerkt haben. Hätten auch die Römer, welches kaum glaublich ist, diese schlechte Marmorart aus einer entfernten Provinz ziehen wollen, so hätten sie nicht von Trau, sondern aus dem östlicheren Theil von Dalmatien, und aus den minder entlegenen Inseln gezogen, wo sie ebenfals häufig bricht, und wo die Römer auch Niederlassungen hatten. Ueberdieß findet man diese Steinarten auch nirgends in den Ruinen von Rom; sondern überhaupt das harte Gestein von Tivoli, das unsere heutigen Marmorschneider Travertino nennen, oder den Piperino, der aus den an der Stadt angränzenden Hügeln, nicht von Piperno gezogen wurde, und endlich den sandigten vulkanischen Toph aus den Bergen

von Marino.* Man findet in den Säulen und Verzierungen alter Gebäude, neben den Graniten, Porphyren und anderen glasartigen Steinen, kalkartige gefleckte Breccia und vielfärbigen Marmor aus verschiedenen Ländern mit einander vereiniget. Unter dieser letzteren Klasse sollte man den trauischen Marmor aufsuchen, der sein Vaterland berühmt machte. Wahrscheinlicher Weise war es eine sauber gefleckte Breccia, die jetzt mit der Africanischen vermengt wird, da die Gipfel der dalmatischen Gebürge verschiedene und sehr schöne Gattungen derselben liefern. Es ist wahrscheinlich daß die Alten auch Bildsäulenmarmor aus den Gegenden von Trau zogen. Allein nur ein glücklicher Zufall, oder eine Schritt für Schritt

* Der berühmte Wallerius vermengt den Piperino mit dem Travertino; die Beschreibung, die er uns von beyden liefert, beweiset, daß er weder den einen noch den anderen recht kenne. S. 356 357 der neuen Auflage von 1772. seines Mineralsystems stützt er sich auf D. Arcet, und behauptet der Piperino sey kein vulkanisches Gestein; aber S. 422 widerspricht er sich wieder, und hält den Piperino oder Tiburtino für vulkanisch, in dem er die zwey völlig verschiedenen Gattungen für die nemliche ansieht. Wie viele Veränderungen würden auch die berühmtesten Schriftsteller in ihren Systemen vornehmen, wenn sie selbst mehr Reisen anstellten.

angestellte Untersuchung der ganzen Landschaft, kan uns auf die Entdeckung der Steingruben führen. Meine Nachforschungen, um Salzmarmor nahe bey Trau ausfindig zu machen, waren gänzlich unfruchtbar. Es wies mir jemand ein Stück carraresischen Marmor, den er vorgab aus dem Berg di Sant Elia nahe bey Trau gezogen zu haben, wo man zwar noch alte Gruben von nicht gemeinem Marmor sieht, der aber dem carraresischen an Feinheit bey weitem nicht beykommt. Jeder Reisende sollte immer die Vorsicht gebrauchen, die ich nie aus der Acht lasse, ehe ich auf anderer Treu hin eine Sache behaupte; nemlich sich selbst an den Ort hin zu begeben, oder aufs wenigste sich zu stellen als wenn man es aller Schwierigkeit ungeacht thun wollte; auf diese Weise kommt man denn oft hinter die Wahrheit. Das Gestein von S. Elia, verdient indessen dennoch einige Achtung, wo nicht durch seine Weisse, doch durch die Leichtigkeit der Bearbeitung. Das Korn ist sehr gleichförmig und einer schönen Politur fähig. Obschon er zur feinsten Arbeit nicht tüchtig ist, so kann man denselben doch sehr gut zu Verzierungen an weniger beträchtlichen Orten, und die dem Aug des Kenners minder ausgesetzt sind, anwenden. Gewiß ist, daß die Alten davon Gebrauch gemacht haben.

Es haben sich wenig Inschriften, und gar keine Ueberbleibsel römischer Gebäude zu Trau erhalten. Die wenigen wichtigen Steinschriften dieser Stadt sind schon in grosse Sammlungen eingerückt worden, die allen Liebhabern bekannt sind. Selbst von denen, die sich vormals noch hier befanden, ist jetzt ein Theil verlohren gegangen.

§. IV.

Insel Bua.

Die Insel Bua, von Plinius Bubus genannt, ist so genau mit Trau verbunden, daß ich nicht glaube sie davon trennen zu dörfen, obschon sie so viel merkwürdiges enthält, daß sie sehr wohl eines abgesonderten Artickels würdig wäre. Die zahlreichen Wohnungen am Ufer, Trau gegen über, verdienen allerdings den Nahmen eines Fleckens, und würden schon an sich einen beträchtlichen Ort ausmachen, wenn die Stadt sie nicht verdunkelte. Indessen muß man gestehen, daß der Flecken weit besser gelegen ist, als die Stadt selbst. Zur Zeit des Verfalls des Reichs hieß sie Boas; verschiedene berühmte Männer, die am Hof in Ungnad gefallen waren, wurden dahin verwiesen, unter anderen Florentinus vom Kayser Julian,

Immetius von Valens, und der Ketzer Jovinianus. Entweder müssen die griechischen Kayser dieses vermeynte Siberien nicht genugsam gekannt haben, oder die Verwiesenen mit vieler Gelindigkeit behandeln wollen; denn das Klima dieser Insel ist überaus mild, die Luft rein, die Oliven, Trauben, Früchte vortreflich, das Meer fischreich, der Hafen geräumig und sicher. Sie enthält zehen Meilen in der Länge, und ungefähr fünf und zwanzig im Umfang, und obschon sie sehr hoch liegt, so kan sie doch nicht uneben genannt werden.

Im Flecken von Bua befindet sich ein Dattelbaum, der vier und vierzig Jahr alt ist, und der, obschon er allen Ungemächlichkeiten der Witterung ausgesetzt ist, dennoch seit zehen Jahren alle Jahre eine reiche Menge von Datteln hervorbringt. Sie sind zwar nicht von der besten Art, aber dennoch eßbar, ungeacht eines geringen herben Geschmacks, den sie vielleicht deßwegen behalten, weil der Baum den Winterfrösten ausgesetzt ist, die obschon auf Bua sehr gelind, dennoch rauher sind als die Winter der Geburtsörter der Palmen, Afrika und Asia. Aus Mangel einer mänlichen Pflanze, die sie befruchte, trägt der Palmbaum von Bua Früchte ohne Kern; anstatt desselben enthalten sie eine Höhle, deren Wände etwas fester sind als der übrige Rest des Fleisches.

Wenn der Eigenthümer den Baum im Winter decken liesse, so würde er wahrscheinlicher Weise süssere Datteln hervorbringen.

Ich fand auf der Insel verschiedene Gattungen von Marmor und weichem Gestein, und wer öftere Beobachtungen anstellen könnte, würde noch weit mehrere finden. Es giebt gemeinen weissen Marmor ähnlich dem Gestein von Istria, der hart ist und schuppigt wie Kiesel; schiefrichten von eben der Gattung, auf dessen Oberfläche sich Eindrücke und Hervorragungen von versteinerten Seekörpern zeigen; Marmor mit eingebetteten Pfenningsteinen von ungleicher Härte; Adern von weichem Kalkstein, der sich bearbeiten läßt, und verhärteter Kreide; Nester von stalacktitischem Spath, den unsre Künstler blumigten Alabaster nennen. Kiesel von allerhand Farben und Figuren im Marmor eingesteckt, oder in einer schiefrichten Erdart zerstreuet, die an einigen Orten die Steinlagen, welche oft mit Versteinerungen umgeben sind, von einander absönderet. Ich habe weder auf dieser Insel noch sonst irgendwo in Dalmatien, wo man Kiesel in Marmor eingebettet antrift, die Behauptung des H. v. Reaumurs bekräftigt gefunden, der in einer Abhandlung über den Ursprung der Kieselsteine sagt: „die Kiesel „nehmen meistentheils eine rundlichte Figur

„an.“ Zu Bua sind sie meistentheils ganz irregulär eckigt, mit ebenen Flächen, in grossen Stücken, und unterbrechen augenscheinlich die Stätigkeit des Marmors. Sie scheinen durch irgend einen Zufall aus der Höhe herunter gefallen, und ohne im Wasser herumgewälzt zu werden, durch ihr eigenes Gewicht im Schlam begraben worden zu seyn, der durch den Verlauf der Jahren, unter dem Wasser zu Marmor erhärtete, mit der Zeit ins trockne kam, und alle diejenigen Veränderungen erlitt, die erfordert wurden, um die Schichten zu zerreissen, Berge von einander zu trennen, die Bruchstücke in Kies und Sand zu zermalmen, entfernte Meere herzuführen, um die Steinmassen zu isoliren, und durch das heftige Anstossen ihrer Wellen an diese neuen Inseln, die lange Arbeit älterer Gewässer zu zerfressen und aus einander zu setzen. Die Kiesel von Bua, und überhaupt alle in der ganzen Provinz, die man in Marmorfelsen begraben findet, tragen so deutliche Kennzeichen, daß sie von zusammenhängenden Massen losgerissen worden, daß ich geneigt bin zu glauben, sie haben ehmals Theile ausgedehnter Bergschichten ausgemacht, die jetzt nicht mehr existiren, obschon es der angeführte berühmte Naturkündiger läugnet, daß Kieselsteine in Schichten gefunden werden. In dieser Muthmassung stärkt mich die Erinnerung mit eignen Augen eine

Schichten von grünen Kieseln gesehen zu haben, die horizontal zwischen vulkanischen Stoffen in einem kleinen isolirten Hügel bey Montegalda, mit Nahmen Monte-lungo, zwischen Padua und Vicenz durchliefen. Mehr als hundertmal habe ich schwarze Kiesel Schichtenweise in den euganeischen Gebirgen gesehen, besonders an den Orten, wo sie aus dem weissen schiefrichten Kalkstein bestehen, der voll kiesichter Baumabdrücke ist, und der bey uns Scaglia und im übrigen Italien gemeiniglich Alberese genannt wird. Ich habe ebenfalls in der Gegend um Manfredonia eine erstaunende Menge geschwemter und zerstreuter Feuersteine angetroffen; und zehen Meilen tiefer Landwärts bey dem Paß von Candelaro abgestumpfte Feuersteine mit weisser Rinde, in einer Gattung eines sehr zerbrüchlichen Tophsteins eingebettet, der aus Madreporen und zertrümmerten Seekörpern zusammen gesetzt ist. Allein, weder die Kiesel von Manfredonia noch die bey Candelaro sind an den Oertern gebürtig, wo sie jetzt liegen, sondern augenscheinlich von anderswoher dahin gekommen.

Dieses alles giebt mir ein gegründetes Recht, die Allgemeinheit des Linneischen Satzes in Zweifel zu ziehen: silex nascitur in montium cretaceorum rimis, uti quartzum in rimis saxorum. * Zu-

* Linn. Syst. Nat. T. III. p. 67.

verläßig würde der Ritter diesen kleinen Irrthum vermieden haben, wenn er unsre mittäglichen Gegenden durchreiset, oder von unsern Beobachtern Nachrichten erhalten hätte. Beweiset also die öftere Anhäufung der Kieselsteine in Schichten, daß Reaumur sich geirret, wenn er behauptet, man finde sie meistentheils zerstreut, so zeigt hingegen die grosse Menge zerstreuter Kiesel, die wahrscheinlicher Weise von der Breccia, in die sie eingeküttet gewesen, losgemacht worden, daß Linné eben so unrecht hat, die Spalten der Kreidenberge für ihren einzigen Geburtsort anzugeben. Ich habe oft Kiesel so zu sagen in ihrem Uebergang aus einem kalkartigen Zustand in den kieslichten gesehen; besonders habe ich sie häufig in vulkanischen Stoffen eingewickelt gefunden. Ich habe selbst die verschiedenen Staffeln dieses Uebergangs in Ordnung gebracht, und sie vielen von meinen gelehrten Freunden vorgewiesen.

Die in Marmor eingesteckten Kiesel auf Bua sind zuweilen mit einer ockerartigen Rinde umgeben, die etwas über eine halbe Linie dick ist; einige haben rostfarbige Flecken, wenn sie in Kreide, oder in zertrümmerten und ungleichförmig versteinerten Seekörpern zerstreuet liegen, so sind sie bisweilen rundlicht. Es giebt ästige, cylindrische, kugelichte, oder birnförmige; allein diese Figuren

haben sie mit vielen anderen Steinen gemein, die nicht kieselartig sind, und die hier unter den Kieseln vermengt liegen, von denen sie von aussen schwer zu unterscheiden sind. Ein cylindrisches abgebrochenes Kieselstück, das ich poliren ließ, war ganz mit Adern von krystallisirtem Kalkspath durchdrungen; der kieslichte Stoff in den Zwischenräumen war voll kleiner Seekörper aus dem Geschlecht der Frumentarie. Dieses Stück ist eines von den tüchtigsten diejenigen zu verwirren, die sich getrauen die Entstehungsart der Kiesel zu erklären. **Henkel** gesteht selbst in seiner Kieshistorie, nachdem er weitläufig darüber geredet, daß er sie für unerklärbar halte.*

* In der Sammlung des edlen Giacomo Morosini sieht man nebst viel anderen schätzbaren Seltenheiten, eine Tafel von Jaspis aus den Bergen von Recoaro, das Gestein selbst, und die Schaalen von Bohrmuscheln und Gryphiten, die darin eingekuttet sind, ist kieselartig; die Höhlen der Muscheln hingegen sind mit einer glänzendweissen kalkartigen Krystallisation angefüllet.

§. V.

Asphaltquelle.

Die gröste Merkwürdigkeit auf Bua, ist eine Quelle von Asphalt. Die Insel theilt sich Nordwestlich in zwey Vorgebirge; von denen das eine gegen die Insel Solta gekehrt ist, das andere gegen Trau zu auslauft. Wenn man über den Gipfel des letzteren, das keine halbe Meile breit ist, gerade gegen das Meer zu hinunter steigt, so kommt man zu einer Höle, die den Inwohnern genug bekannt ist. Die Grösse der Oefnung hält etwas über zwölf Fuß; von dem Grund derselben erhebt sich ein senkrechtes Marmorbett von fünf und zwanzig Fuß, auf dem die irregulären Steinlagen ruhen, die den obersten Theil des Berges ausmachen.

Der Ort hat mir so merkwürdig geschienen, daß ich denselben (Tab. VIII.) habe abzeichnen lassen. Die Höle AAA ist in einer irregulären Schichte von sandigter Thonerde eingegraben, die bald weißlicht, bald grünlicht, bald halb versteinert, und voll Linsensteine, Meersbrut, zerstreuten Madreporen ist, und öfters die Gattung von Serpula lumbricalis enthält, die Geßner Cornua Ammonis, alba, minima &c. heißt. Die Masse B scheint

von oben herunter gefallen zu seyn, und liegt isolirt. Die Aushölung, die von irgend jemand im weichesten Stoff gemacht worden, lauft unter dem Ende CC der Schichte DD etwas in die Tiefe. Diese wird durch die Linie EE von der Schichte FF getrennt, welche aus gemeinem Marmor besteht mit eingeschlossenen Seekörpern ohne Feuersteine. Die obere Schichte GG ist von hartem Gestein, mit eingebetteten Linsensteinen und Feuersteinen, die ebenfalls voll Linsensteine sind. Die Masse H, zeigt von aussen keine Abtheilung ihrer Schichten, und schwitzt kleine Tropfen von Asphalt, die kaum sichtbar sind. Desto beträchtlicher sind die Tropfen JJJ, die aus den Spalten und Klüften der weißlichten Schichte DD hervor quillen. Sie kommen am häufigsten zum Vorschein, wenn der Marmor von der Sonne am stärksten erhitzt wird. Dieses Asphalt ist vollkommen schwarz, * glänzend wie Judenpech, äusserst rein, stark riechend und zäh; im Anfang ist es flüßig, erhärtet aber an der Sonne in grosse Tropfen. Beynahe in jedem dieser Tropfen, deren ich viele auf der Stelle entzwey brach, fand ich inwendig eine Höle, die ganz mit klarem Wasser angefüllt war.

---

* Bitumen friabile piceum. LINN.

Der gröste Durchschnitt der Tropfen ist von zwey pariser Zöllen, der gemeinste von einem halben Zoll. Die Spalten im Marmor, aus denen das Bergöl herausschwitzt, sind aufs höchste eine Linie breit; meistentheils aber sind sie so unmerklich, daß sie dem Auge gänzlich unsichtbar seyn würden, wenn das Oehl sie nicht schwärzte. Vielleicht sind eben diese engen Ausgänge schuld, daß das Bergöhl in diesen Felsen sich in so geringer Menge erzeigt.

Ich habe sehr viele Stücke von diesen harten Kalksteinen entzwey gebrochen, und beständig inwendig schwarze Flecken von Asphalt angetroffen, die zuweilen mit den äusseren Ritzen eine Gemeinschaft haben, zuweilen aber rings umher ganz eingeschlossen sind. Sollte man nicht daraus muthmassen können, das Asphalt sey schon vor der Steinwerdung der kalkichten Erde im alten Meergrund zugegen gewesen.

Der obere Theil des Hügels besteht aus Marmor und ist fast ganz nackt. Er trägt keine Bäume, und ohne grosse Beyhülfe der Kunst, würden keine hier fortkommen können. Von wannen ist das Bergöhl hieher gekommen, und wie wird es von der Sonne, längst abgekocht und geschwärzt, aus diesen Felsen herausgetrieben? Hat

es der ehemalige Brand von Wäldern oder ein Vulkan erzeugt? In was für einer erstaunenden Entfernung von Zeiten, und Verschiedenheit von Umständen? Wie kommt das Wasser hinein, das auch in den Zeiten der grösten Tröckne dasselbe beständig begleitet? Kommt es aus den hohen Gebirgen des festen Landes und zieht sich unter dem Kanal durch, der Bua von Trau scheidet? Wie konnte es in diesem Fall die harten Marmorlagen durchdringen, die das Bett der Insel ausmachen? Sollte man glauben, die Hitze der Sonne mache diese Massen fähig, dasselbe aus dem Meer selbst, das sich an einigen Orten unter dieselben hinein dringt, oder aus irgend einem tief vergrabenen Quell anzuziehen? Ihnen, mein gelehrter Freund, überlasse ich es in dieser dunklen Sache einen Ausspruch zu thun. Man findet noch an verschiedenen anderen Orten in Europa Asphalt; bey Clermont-Ferrand in Auvergne wird es aus einem Berg gezogen. Strabo erwähnt eines Orts in Epirus im Gebieth der Apolloniaten, wo es im Boden gefunden wurde. Allein der Hügel von Clermont ist vulkanisch,* und in der Nähe des Orts von dem der alte Erdbeschreiber redet, befand sich ein feuerspeyender Hügel ** und heisse Quellen.

* Aldrovand. Muf. Metall. p. 382.

** Strabo. Geograph. Lib. VII.

Aus einem Berg nahe bey Castro in Campagna di Roma schwitzt ebenfalls ein Bergpech, von welchem Boccone Meldung thut: der Ort aber ist ganz mit Stoffen umgeben, die von alten Vulkanen ausgeworfen worden. Auf Bua und viele Meilen weit hinein in das feste Land, sieht man hingegen nicht die geringste Spuhr, weder von alten noch von neuern Vulkanen.

Ich erinnere mich, daß Sie selbst von einer mit dieser übereinstimmenden Gattung Bergpech gesprochen haben, die in einigen schwedischen Provinzen aus den Felsen schwitzt, Sie sagten aber nicht, daß jemand von ihren Landsleuten die Berge, aus denen es quillt, genau untersucht und beschrieben hätte. Beynahe alle Schriftsteller, die des Erdharzes Erwähnung thun, haben beynahe gänzlich die Untersuchung der Erdlagen versäumet, aus denen es hervor dringt.

Das Asphalt von Bua kommt mit dem foßilischen Produckt überein, das Hasselquist Mumia mineralis, und Kämpfer Mumia nativa persiana nennen, und dessen die Egyptier sich bedienten, um ihre Könige zu einbalsamiren. * Man findet

---

* Mumiahi, oder Mumia nativa Persiana. Sie quillt in sehr geringer Menge aus einem harten Felsen.

dasselbe im Caukasus in einer Höhle, die auf Befehl des Königs in Persien verschlossen, und mit grosser Sorgfalt bewachet wird. Linné sagt, dieses köstliche Asphalt rauche im Feuer mit einem nicht unangenehmen Pechgeruch. Dieses thut das un-

---

Es ist ein erdharziger Saft, der aus dem Gestein herausschwitzt, und in Farbe, Konsistenz und Zähigkeit mit gemeinem Pech übereinkommt. So lang er noch am Felsen anklebet ist er nicht völlig fest; durch die Wärme der Hand läßt er sich in Formen bringen; vereinigt sich mit Oehl, aber keineswegs mit Wasser; ist gänzlich ohne Geruch, und der ägyptischen Mumie vollkommen ähnlich. Auf glühende Kohlen gelegt, giebt er einen schwefelichten nicht unangenehmen Geruch, dem sich ein schwacher Geruch von Naphta zugesellet. . . . Es giebt zwey Verschiedenheiten von dieser Mumie; die eine hat vor der anderen, wegen ihrer Seltenheit und grossen Wirksamkeit einen besonderen Vorzug . . . Der Geburtsort dieser edleren Gattung ist in der Provinz Daraab, weit von allen bewohnten Oertern und allen Wasserquellen. Man findet sie in einer engen Höhle, die nicht über zwey Lachter tief am Fuß eines wilden Felsens des Caucasus, in Form eines Schöpfbrunnens in das Gestein eingehauen ist. Kæmpfer. Amoenit. Perſ.

Diese Beschreibung passet vollkommen auf das Asphalt von Bua; nur ist sie davon wegen Mangel des Geruchs unterschieden, der doch schwehrlich der persischen Mumie gänzlich mangeln zu können scheinet.

ſtige auch. Ich halte es wie das orientaliſche für ein fürtrefliches Wundmittel, das in Brüchen, Quetſchungen und anderen äuſſerlichen Zufällen könnte gebraucht werden.

§. VI.

Käfermuſcheln. Patelle articolate.

Unter den vielen lebendigen Seethieren, die im Hafen von Bua, und überhaupt längſt dem Geſtad, das ganz mit abgeriſsnen Felsſtücken überſetzt iſt, gefiſchet werden, verdienen vorzüglich zwey Gattungen von länglichten gegliederten Muſcheln angemerkt zu werden, die die dortigen Fiſcher Babuſche nennen, und die von den Naturforſchern bis hieher nicht hinlänglich von einander unterſchieden, und ſehr ſchlecht abgezeichnet worden; beſonders von Rumpf und Ginnani; jener nennt ſie Limax marina, dieſer Patelle teſtudinate.

Der Bau dieſes Thieres iſt ſo künſtlich, daß mir daſſelbe eine genauere Abzeichnung zu verdienen geſchienen. Fig. 4. Tab. IX. zeigt die Muſchel ſo ausgeſtreckt, wie ſie ſich an der flachen Oberfläche von Steinen oder anderen Körpern unterm Waſſer feſt hält. Sie beſteht aus acht Schalen, die wie Fiſchſchuppen über einander liegen, und durch ſtarke

Sehnen mit einander verbunden sind, vermittelst welcher sich das Thier, wenn es sich bewegt, um drey oder vier Linien verlängeren kann. Nach dieser Verlängerung bequemt sich auch der zähe häutige Wulst, der durchs Vergrösserungsglas betrachtet, an der untern Fläche die am Stein anklebt, voll nervichter Warzen erscheint, die auf so viele Erhöhungen in der äusseren Oberfläche passen.

Diese Warzen ergiessen einen klebrichten Saft, vermittelst welchem das Thier sich an andere Körper fest anhängen kann. Wenn es zwey oder dreymal mit Gewalt losgerissen wird, so verliert es auf viele Stunden das Vermögen sich wieder anzukleben, und läßt sich wie tod gehen, bis die Behältnisse seines Leims aufs neue angefüllt sind, alsdann kehrt es den Bauch wieder unterwärts. Wenn das Thier fort schleicht, so kommt das Maul nicht im geringsten zum Vorschein, sondern ist beständig von dem häutigen Wulst bedeckt, der sich zugleich mit den oberwähnten Warzen verlängert und ausdehnt, die die Stelle von Füssen vertreten. An der Sohle des Thiers, die so wie bey der gemeinen Schüsselmuschel, die ganze Länge desselben einnimmt, habe ich kein deutliches Werkzeug wahrnehmen können; vielleicht hängt die Fortschreitung dieses schwielichten Fusses blos

von den Bewegungen der Warzen des Wulstes ab. Der Mund ist dem Mund der Schüsselmuscheln ähnlich; aber der innere Bau ist noch weit einfacher. Man sieht nichts als einen Sack der vom Maul bis zum After geht.

Die Excremente des Thiers sind kleine cylindrische Körner; sie bekommen diese Figur ehe sie an den Ausgang gelangen; der oberwähnte Sack ist oft ganz von denselben angefüllt. Seine Nahrung sind kleine Seewürmer, oder meistentheils die schleimichte Substanz verschiedener Arten von Polypen, die auf den Felsen im Meer leben. Obschon die Schüsselmuschel nie so nahe ans Ufer kommt, daß sie zur Zeit der Ebbe im Trocknen liege, so habe ich doch deutlich beobachtet, daß sie die Luft liebe. Ich that einige in kleine Schüsselchen voll Meerwasser, um sie bequem durch das Vergrösserungsglas betrachten zu können. So lang ich im Zimmer herum gieng, hielten sie sich unterm Wasser, ohne sich zu bewegen, aber sobald ich einige Minuten still war, krochen sie gerade gegen den Rand des Gefässes zu, und wenn sie spührten, daß sie über das Wasser heraus kamen, so hoben sie den häutigen Wulst bald von der einen bald von der andern Seite in die Höhe, als wenn sie die Luft mit Vergnügen einhauchten,

zuletzt blieben sie halb im Wasser und halb im Trocknen hangen, oder krochen bis auf den äussern Rand der Schüssel, wo sie sich ansetzten und sich von der einen Seite ganz aufrichteten, damit die Luft von unten an ihren Körper gelangen könnte. Das vördere Ende, das Fig. B merklich vergrössert vorgestellt wird, ist von dem hinteren, Fig. C ziemlich verschieden, obschon es dem ersten Anblick nach eine gleiche Strucktur zu haben scheinet. Die sechs Gelenke in der Mitte, Fig. D, sind alle gleichförmig; die Oberfläche des Randes der sie umgiebt, besteht aus kleinen Kügelchen. Fig. E stell ein Stücke desselben vergrössert vor. Verschiedene Arten kleiner Polypen, bauen sich ihre Wohnungen auf diesen Muscheln. Man findet auf denselben auch häufige Röhrenschnecken, die öfters artig gewunden und gestreift sind. S. Fig. F, H 1, G 1, in natürlicher Grösse, und G 2, H 2, J, vergrössert. Die Farbe der Muschel ist noch allein in verschiedenen Subjeckten verschieden, sondern auch in den verschieden Gelenken eben derselben Muschel. Es giebt graue, grüne, gelbe, schwarze, zuweilen sind die Ende von einer Farbe, und die Gelenke von einer andern; zuweilen ist ein Gelenk röthlicht, und das übrige alles gesprenkelt. Ich besitze ein Exemplar, dessen beyde Ende und die Hälfte des ersten Gelenkes schwarz, das

übrige

übrige aber grün ist. Linné nennt diese Gattung Chiton ruber. *

Die andere Gattung Käfermuschel, Fig. K ist selten um Bua; man findet sie häufig in schwammichtem Grund, wie im Meerbusen von Slosella. Ich nenne sie häuticht-schaalichte, gegliederte Schüsselmuschel, mit Zotten versehen. (Patella articolata cotennoso-testacea, adorna di fiochi) Der innere Bau kommt mit der ersteren Gattung ziemlich überein; von aussen ist sie aber merklich von derselben verschieden. Der Wulst ist mehr speckartig als häutig, grau mit schwarzen Punkten, haaricht, und endigt sich ringsum in kleine abgebrochene und spitzig auslaufende Büschel. Die Anzahl der Gelenke ist eben dieselbe, aber die speckartige Substanz des Wulstes, (sostanza cotennosa) dringt von aussen zwischen die Gelenke hinein, und macht zwischen denselben kleine Pyramiden, deren Spitzen zusammenstossen. Die Wölbung der Gelenke selbst, Fig. L. ist in der Mitte mehr keilförmig erhöhet. Die Schaale ist mit einer Haut überzogen, die mit äusserst kleinen

* Müller in seiner Uebersetzung des Houttuynischen Werkes, heist sie Rothziegel. Linné irret sich also wenn er die nordischen Meere für ihren einzigen Aufenthalt angiebt. Ueb.

Kügelchen besäet ist, welche Fig. M, N vollkommen mit den oberwähnten F, E überein kommen. Was diese Gattung vorzüglich unterscheidet, sind achtzehn silberne Büschel, die aus Amianth ähnlichen Faden bestehen. Sie kommen bey der Vereinigung der Gelenke heraus, und dienen einiger massen den speckigten Pyramiden, die zwischen jene hinein dringen, zur Grundlage. Auf jeder Seite der Muschel liegen acht, und vornen zwey kleinere. Fig O stellt einen dieser Büschel sechsmal vergrössert, und das sechseckigte Säulchen, P, einen Faden derselben noch stärker vergrössert vor. Der Nutzen dieser Büschel ist mir völlig unbekannt. Linné beschreibt dieses Schaalthier, dessen Wohnplatz die Küste der Barbarey seyn soll, unter dem Nahmen Chiton fascicularis. * Seine Beschreibung giebt keinen recht deutlichen Begriff von dem Bau des Thieres, und enthält einige Unrichtigkeiten in Absicht auf die Anzahl und Einrichtung der Büschel, die Farbe der Schaalen, ihre Wölbung ꝛc.

---

* *Chiton* testa octovalvi corpore ad valvas utrinque fasciculato. H. in Barbaria.

Corpus cinereum, læve. Testæ leviter carinatæ. Fasciculi pilorum totidem, albidi juxta testarum latera corpori insident. Linn. S. N. Tom. I. p. 1106. **Büscheltrager** Müll. Nat. Syst.

Eine sehr seltene Verschiedenheit des Büschelträgers mit sechs Gelenken, fand ich unter meiner Sammlung, da ich sie nach meiner Rückkunft genau durchsuchte. S. Fig. Q. Unter mehr als hundert achtschaaligen Muscheln, die ich mit vieler Müh zusammen gelesen, konnte ich nur dieß einzige Exemplar ausfindig machen.

Man findet in den kleinen Buchten des Meerbusens von Bua, noch eine grosse Menge merkwürdiger Seethiere, unter denen ohne Zweifel noch viele den Naturforschern neu sind; allein es wird eine grosse Genauigkeit erfordert, um sie in ihren verschiedenen Zuständen zu beobachten; ein langer Aufenthalt, um ihre Beschaffenheit und verschiedene Eigenschaften zu entdecken, und lange Untersuchungen minder bekannter Bücher und weitläufiger Sammlungen um sich zu versichern, daß sie noch von keinen Verfassern der Naturgeschichte des Meeres beschrieben worden. Ich habe die Geschichte von einigen derselben entworfen; ich werde sie aber nicht eher mittheilen, als bis ich im Stand bin, derselben einen gehörigen Grad von Vollkommenheit zu geben.

§. VII.

Ufer von Trau gegen Spalatro; Gestein von Milo.

Das Ufer von Trau ist sehr wohl angebauet, aber ziemlich schmal. Es liegt am Fuß hoher Gebirge. Die ganze Ebene samt den bewohnbaren Anhöhen, die dasselbe ausmachen, ist nirgends über anderthalb Meilen breit.

Zwey Meilen von der Stadt am Fuß des Berges Carban entspringt ein beträchtlicher Quell, der einen ansehnlichen Fluß ausmachen würde, wenn er einen längeren Lauf hätte, und sich nicht in sehr geringer Entfernung von seinem Ursprung in einem gesalznen Sumpf verlöre, der die umliegende Gegend etwas ungesund macht. Die versunkenen Steinmassen, aus denen dieser grosse Quell hervorbricht, bestehen aus hartem Linsenstein; die Mitte des Berges ist von blaulicht weissem Thon von verschiedener Festigkeit; der Gipfel besteht theils aus gemeinem weissem Marmor, theils aus Breccia, oder Linsenstein, wie es aus dem Steinsand erhellet, den der Regen herabschwemmt, oder die kleine Bäche mit sich führen, die dieses angenehme Gestad wässern.

Es sind hier einige Mühlen, die von horizontalen Rädern mit löffelförmigen Schaufeln, nach der in ganz Dalmatien üblichen Weise, getrieben werden. Ich sah hier zum erstenmale Mühlsteine aus vielen Stücken von Pietra di Milo, welchen Namen sie von der Insel Milo im Archipelagus bekommen haben, zusammen gesetzt. * Man gebraucht diese Steine fast in allen Mühlen in dieser Provinz; sie werden den gemeinen schweren Mahlsteinen vorgezogen, weil sie sich wegen ihrem leichten Gewicht weit geschwinder bewegen, und folglich in kurzer Zeit viel Arbeit machen.

Die Untersuchung der Pietra di Milo hat mich überzeugt, daß aus diesem anscheinenden Vortheil ein würkliches Uebel entspringen muß. Es ist eine weisse löchrichte Steinart, die ein sehr geringes

* Christophorus Crisonius, der Verfasser einer Geschichte der Inseln (Isolario) die Mscpt. mit Zeichnungen begleitet, in der Büchersammlung der Grafen Draganich Veranzi zu Sibenico, aufbewahrt wird, versichert, die Insel habe ihren Namen von diesem Stein erhalten; die Handschrift scheint zu End des fünfzehnten Jahrhunderts verfertigt worden zu seyn. Ungeachtet der Vorurtheile seines Zeitalters, ist dieses Werk, das, so viel mir bewust ist, nie an das Licht getreten, nicht ohne Verdienste.

specifisches Gewicht hat. Dem ersten Anschein nach, scheint es eine Gattung Tropfstein zu seyn; wenn man sie aber mit den schwarzen, schwammichten und schweren Bimssteinen alter Vulkane vergleicht, so findet man viele Uebereinstimmung in ihrem Gewebe. Durch starke Bewegung reibt sich dieser Stein ab, und vermischt seine glasichten eckigten Theilchen mit dem Mehl; das macht das Brod kiesicht und muß in die Länge schädliche Würkungen im menschlichen Körper hervorbringen. Pietra di Milo wäre weit schicklicher zu Gewölbern, so wie die Einwohner von Pompeji den schwarzen Bimsstein des Vesuvs zu eben diesem Zweck gebrauchten. Dieses Gestein ist leichter als jede andere Steinart oder Tuff, und würde folglich wenig auf die Seitenwände drucken; sein löcherichtes Wesen macht es sehr tüchtig den Mörtel anzunehmen; weil es aus krystallinischen Theilchen besteht, die sehr genau mit einander verbunden sind, * wird es weder von der Luft noch von Salzwasser angefressen, das hingegen alle Arten von Marmor und gebackenen Steinen in die Länge verzehrt.

---

* *Petrosilex* opacus, variis foraminulis inordinate distinctis. Waller. *Pumex* saxiformis cinereus. Linn.

Der weisse leichte Pietra di Milo scheint den Naturbeschreibern jenseits der Alpen nicht genug bekannt zu seyn; doch sind die allgemeinen Definitionen,

Jenseits den Mühlen von Trau bis zu den alten Ruinen der Stadt Salona, erstreckt sich die vortrefliche Ebene de Castelli, deren Anmuth von allen Geschichtschreibern Illyriens mit Recht gepriesen worden. In dieser Gegend stuhnd Siclis, der peutingerianischen Tafel, und wahrscheinlich Sicum des Plinius, wohin Klaudius seine ausgedienten Soldaten verlegte. Wein und Oliven gerathen hier so vortreflich, daß dieser enge Bezirk den grösten Theil von 13000 Fäßchen (barili) des besten Oehls, und 50000 des besten Weins liefert, welche, wie mir gesagt worden, den mittleren Abtrag dieser beyden Producten im Gebieth von Trau ausmachen. Das Ufer de Castelli giebt auch einen guten Vorrath an Mandeln, 300000 Pfund Feigen, und etwas Getraydt, das aber nicht unter die reichsten Producten dieser Gegend zu zählen ist. Das Innere des Gebieths, das im festen Land einen Bezirk von ungefähr hundert Meilen einschließt, bringt sehr wenig Wein und vielleicht gar kein Oehl hervor. Die Schaafe, samt denen die in den zu diesem Gebieth gehörigen Inseln gezogen wer-

die Wallerius und Linné gegeben, passend. Bomare scheint ihn am besten zu kennen; er nennt ihn aber Quartz carié, ein sonderbarer Name, der mehr poetisch als mineralisch klingt.

den, liefern bey 4000 Centner Käse, und nach Verhältniß Wolle. Die Menge der Einwohner dieser Landschaft, belauft sich ungefähr auf zwanzig tausend.

§. VIII.

Schädliche Insecten.

Viele Insecten vereinigen sich, die Feldfrüchte dieses angenehmen Himmelstrichs zu verehren. Selten ist der Winter rauh genug um die Brut zu zerstören oder merklich zu verminderen. Das schädlichste unter allen ist eine Art Raupe (Puntervolo,) die die Einwohner magnacoz nennen. Neben diesen, die auf Unkosten der Erdfrüchte leben, giebt es andere, die den Thieren und besonders dem Menschen auffäßig sind. Eine Art Tarantel, derjenigen in Calabrien und Apuglia vollkommen ähnlich, ist hier unter dem Namen Pauk bekannt; ein Name, der in der illyrischen Sprache allen Spinnen gemein ist. Die Bauren, die in der heissen Jahrszeit im Feld arbeiten müssen, sind dem Biß dieses schädlichen Thieres oft unterworfen, wie auch einer anderen kurzbeinigten gefleckten Spinne, die in Korsika unter dem Namen Malmignatto bekannt ist. Um den Schmerz zu heilen der durch den Biß der Pauk verursachet

wird, setzen sie den Kranken auf ein schlaffes Seil das oben an zwey Hacken befestiget ist, und schwingen ihn fünf bis sechs Stunden hinter einander. Ein Mittel das viele Aehnlichkeit mit der Kurart des Tarantelbisses hat. Diese Pauk sind haarigt und gefleckt wie unsere Taranteln, nur sind sie in der Farbe etwas davon unterschieden. Uebrigens sind sie eben so wild und bösartig.

Ich habe an vielen Orten Gelegenheit gehabt, diese schädliche Gattung Thiere genau kennnen zu lernen, und selbst einige Zeit lang verschiedene derselben in Gläsern erhalten. Sie werden ohne Zweifel eine bey dem Edlen Giacomo Morosini gesehen haben, die ich vor einigen Jahren von Manfredonia brachte, und die ich viele Monate in Venedig, ungeacht der Verschiedenheit des Klima mit Mücken erhielt.

Ich habe die Ehre mit der aufrichtigsten Freundschaft zu verharren ꝛc. ꝛc.

Zweytes Sendschreiben
an Herrn Joh. Strange,
englischen Residenten in Venedig.

Von der Grafschaft Spalatro.

Der unterrichtende Umgang, dessen Sie mich seit einigen Jahren würdigen, würde Ihnen schon ein Recht auf die Beobachtungen geben, die ich in Dalmatien gemacht habe, wenn auch ihre Freundschaft und Gütigkeit gegen mich nicht die erste Veranlassung meiner Reise in dieses Reich gewesen wäre. Da ich Ihnen aber einzig die Ehre und das Vergnügen zu verdanken habe, den gelehrten und liebenswürdigen Lord **Hervey**, Bischof von Londonderry, dahin begleitet zu haben, so würde ich die mir heilige Pflicht der Dankbarkeit und der Freundschaft zu verletzen glauben, wenn ich ihnen nicht aufs wenigste einen Theil meiner Bemerkungen selbst zueignete. Freylich habe ich ein weites Land durchreiset, in welchem die Wissenschaften schlecht geübt werden, und die Naturgeschichte kaum dem Namen nach bekannt ist. Meine Ausfahrten geschahen aufs Ohngefähr.

Ich durchlief oft wie ein Blinder weite Wüsten und rauhe Gebirge, in der Hofnung etwas zu finden, das mich für meine ausgestandene Mühseligkeiten schadlos halten würde, und fand mich nur zu oft betrogen. Ich konnte zu keiner Kenntniß nützlicher oder seltener Producten dieses Landes gelangen, als was meine eigne Augen ansichtig wurden. Selten war jemand im Stand meine Schritte zweckmäßig zu leiten. Alle diese Schwierigkeiten hätten mir den Muth benommen Ihnen folgende Nachrichten zu zu senden, wenn das Vertrauen auf ihre Nachsicht und das Bewußtseyn, daß richtige Beobachtungen über gemeine aber schlecht untersuchte Gegenstände, dem ächten Naturforscher eben so interessant sind, als Bemerkungen sonderbarer aber einzelner Erscheinungen, die oft wenig belehrendes oder gemeinnütziges enthalten, mich nicht wieder aufs neue angefrischt hätten. Wenn ich mich auch in Untersuchung der Strucktur der Berge, der Beschaffenheit der Gewässer, der Thiere oder anderer Naturproduckten geirret, wenn ich unrecht gesehen habe, so kan ich doch aufrichtig versichern, daß die Erforschung der Wahrheit, mein einziges und beständiges Augenmerk gewesen ist.

§. I.

Beschreibung der Schichten und Adern des Vorgebirges Marian. Irrthum des Donati berichtiget.

Zwischen den Mündungen des Flusses Hyader, heut zu Tage Salona genannt, und der Xerovniza eines anderen kleinen Flusses, den die alten Geographen vielleicht nicht kannten, erstreckt sich ein Vorgebirg, dessen Spitze der Berg Marian, und die Basis die Wurzel des Mossor ausmacht. Da ich dasselbe umschifte hielt ich oft mit dem Boot an, um die besonderen Einrichtungen der Kalkfelsen zu untersuchen, die längst dem Ufer nach ganz anderen Gesetzen geordnet sind, als diejenigen vorschreiben, die ohne sich aus ihrem Kabinet zu entfernen, den Gang der Natur bey ihren Arbeiten völlig eingesehen zu haben, vorgeben. Unter vielen merkwürdigen Stellen, dieses Ufers, das so abgewechselt ist, dessen Grundlage aber durchgehends aus einer thonartigen Kreide bestehet, habe ich eine kleine Bucht an eben diesem Vorgebirge abzeichnen lassen, wo zu folg der Peutingerischen Karte, ein Tempel der Diana stuhnd. S. Tab. X.

Der Gipfel des Berges AAA besteht aus gemeinem dalmatischem Marmor und aus harten Linsensteinen (Pietra lenticolare) mit untermischten Kieseln. Man sieht eine weite Kluft, die das Wässer in älteren Zeiten erzeuget, als die Materien, die jetzt den Gipfel ausmachen, noch im Inneren des Berges eingeschlossen waren. Die heraussstehenden Einschnitte (l'addentellato) der unterbrochnen Schichten, lassen sich noch ziemlich deutlich erkennen. Von der äussern Fläche dieser jähen Felsen sondern sich oft grosse Stücke ab, die das Regenwasser, daß sich durch die verborgenen Ritzen des Marmors durchseiget, nach und nach vom ganzen losmacht. Oft sind die Stücke, die entweder durch das lange Untergraben der Wasser, oder durch Erderschütterungen losgerissen worden, von erstaunender Grösse, und können einen allzuflüchtigen Beobachter betriegen, der auf die vorher gegangenen Revolutionen nicht Acht giebt. Oft können grosse eingestürzte Steinmassen isolirt bleiben, wenn die Schichten, von denen sie sich losgerissen, zerstört worden; in solchen Fällen wird ein im beobachten sehr geübtes Aug erfordert, um sogleich zu erkennen, wo sie hergekommen. In den leeren Stellen im Felsen AAA sind in älteren Zeiten Wohnungen angelegt worden, deren Eingang mit grobem Mauerwerk verschlossen wurde.

Einige Wohnungen von dieser Art, siehet man in BB.

Der ganze Berg, bis zum Meer, auf dem der obenbeschriebene marmorne Gipfel ruhet, besteht aus einem Stoff, der von dem gemeinen dalmatischen und istrischen Marmor gänzlich verschieden ist. Er sieht den thonichten Erden im Inneren der Berge ähnlich, die längst dem Ufer de Castelli von Trau streichen. Eben dieses Gestein findet man ununterbrochen unter den Marmorschichten von Zara weg bis zur Festung Duare in einer Weite von hundert und fünfzehn Meilen. An verschiedenen Orten läuft es in langen Strecken nahe bey dem Meer zu Tage aus, wo man die innere Beschaffenheit der grossen Berge deutlich sehen kan. Diejenigen würden sich sehr irren, die glaubten, „Istrien, die Morlachey, Dalmatien, Albanien, „und einige andere angränzende Länder im festen „Land, die Scheeren, Inseln, und der Grund „des Meers bestühnden aus einer einzigen Masse „von einförmigem, weißlichtem, und beynahe „durchgehends gleich hartem Marmor.“ * Wenn man weiter reiset, so findet man auch längst der Landschaft Primorise im Inneren der Berge

---

* *Donati* Saggio di Storie natur. dell Adriatico. p. VIII.

Stoffen von verschiedener Dichtigkeit, weit ausgedehnte Schichten von Marmor, von ganz anderer Art als der gemeine weisse, nebst verschiedenen kleineren Bänken von Sandstein, oder feinkörnichtem und gesprenkeltem Marmor.

Abtheilungen, die so ausschweifend und unregelmäßig sind, als diejenigen die Tab. X. vorgestellt werden, verdienen schwerlich den Namen von Schichten. Die Benennung senkrechte Schichten, obschon sie von bewährten Schriftstellern gebraucht wird, scheint mir widersprechend zu seyn, und deßwegen will ich mich hier des Wortes Gänge, als des schicklichsten bedienen.

Obschon die Grundlage der unteren Abtheilungen, die in dieser Kupfertafel abgebildet werden, durchgehends aus Thonerde bestehet, so haben sie doch so viele mannichfaltige Abwechslungen, daß sie verdienen genau und besonders untersucht zu werden. Der schieffe Gang CC besteht aus grauen, kalkartigen, feinkörnichten Linsensteinen, die sich so gut als Marmor poliren lassen. Dieses aus versteinerten Seekörpern zusammen gesetzte Gestein, ist völlig kalkartig. Die Abtheilungen DDDD bestehen aus graulicht-eisenfarbigen Theilen, die dem Sandstein ähnlich sind, ohne Spuhr von Seekörpern. Wenn man ein

Stück dieser Gänge, die durch kleine Absätze getheilt werden, aus seiner Stelle herausnimmt, und dasselbe in einer horizontalen Lage untersucht, so sieht man in diesen Massen den Lauf deutlich, den ehemals das Wasser genommen, das mit ockerartigen Theilen geschwängert, dieselben in den Zwischenräumen absetzte, durch die es hindurch floß. Die Arbeit dieser eisenhaltigen Wasser, kommt völlig mit dem Mosaik der Alten überein. Sie ist aber nicht von gleicher Dauerhaftigkeit; denn selbst das Regenwasser, oder die daran schlagenden Wellen, sind oft im Stand die Verbindung der Theile aufzulösen. (Tab. X. Fig. A.) Der Zwischenraum EE ist kein wahres Gestein. Er besteht aus einem weißlichten, ins blaue fallenden verhärteten Thon, der im Bruch glänzend, und mit ästigen kiesigten Adern (fluore pyriticoso dendromorfitico) durchstreift ist. Es scheint das Wasser habe ganz oder Theil mit eisenartigen oder spathigten Theilen angefüllt, anstatt sich in dem Thon zu vertheilen, sich einen irregulären Gang FF bereitet, dessen Gestein mit dem Gang CC übereinkommt. Die Richtung des Wassers, das bald mit tophartigen, bald mit ockerartigen Erden geschwängert war, und einige Adern von weissem, länglicht gestreiftem und halb durchsichtigem Spath, die die kleineren Gänge des netzförmigen Gewebes von oben bis unten durchlaufen,

bewei-

beweisen dieses deutlich. Das Meer schlägt mit Gewalt an diese Wurzeln des Berges Marian, die es wegen ihrem geringen Widerstand je länger je mehr untergräbt. Auf ähnliche Weise würkt es auf die verrückten Massen (massi disequilibrati) von Linsensteinen HH, in die es runde oder ovale Löcher einfrißt. Es kam mir vor als wenn das Salz, das mit dem Meerwasser in die poröse Substanz dieser Steinart hinein gedrungen, und das bey stillem Meer und zur Zeit der Ebbe durch die Würkung der Luft und der Sonne sich loszuwickeln trachtet, kleine Schuppen derselben losmachte und sie in Sand zertheilte. Man findet am Boden jeder Höhle dieses Felsens von diesem linsenförmigen Sand. Es ist sonderbar daß fast ganze Berge einzig aus dieser Versteinerung zusammengesetzt sind, und dennoch das Original noch in keinem Meer gefunden worden. Plinius thut eines linsenförmigen Sandes Meldung, den man weit um die Pyramiden von Memphis verbreitet findet, und der auch in dem grösten Theil von Afrika angetroffen wird. * Neben diesen kleinen Linsensteinen findet man auf dem Berg Marian keine andere Versteinerungen als nur selten ein

* Harena late fusa circum (Pyramides Memphiticas) Lentis similitudine, qualis in majori parte Aphricæ. Plin. Hist. Nat, L. XXXVI. c. 12.

Exemplar, des weissen, zusammen gedruckten und gewundenen Helmintholits, mit hervorragender Spitze, den Geßner Cornu Ammonis album, minimum &c. nennet.

Die wiederholten Gelegenheiten, die ich hatte, das Vorgebirg Marian zu umschiffen, setzten mich in Stand die Beschaffenheit der verschiedenen Steinlagen desselben genau zu untersuchen, und das besondere Aussehen desselben an verschiednen Orten richtig zu beurtheilen. Eine Meile von der beschriebenen Bucht weg, steigt das felsichte Ufer senkrecht in eine Höhe von fünf und zwanzig Fuß, und lauft in gleicher Richtung fort in die Tiefe. Die Schichten bestehen aus gelblichtem Sandstein, und liegen horizontal, obschon sie von weitem senkrecht scheinen, und folglich einen ungeübten und unaufmerksamen Beobachter verführen können. Ich habe oft von senkrechten, im Meer entstandenen Schichten gehöret und gelesen; allein bis hieher habe ich selbst niemals keine gesehen. Stücke von eingestürzten Bergen muß man nicht hieher rechnen; da dieß bloß eine zufällige Sache ist; wie z. Ex. der Felshügel von Salarola im paduanischen. Die horizontalen Abtheilungslinien der Schichten nahe bey dem Hafen von Spalatro, sind aus der Ferne betrachtet beynahe unmerklich; man wird sie dem ersten Anblick nach desto weniger

gewahr, weil theils wegen der Ungleichheit und Trennung der unteren Schichten, theils wegen dem Durchseigen des Wassers das Ufer von oben bis unten lange senkrechte Spalten geworfen, die ihm das Aussehen zusammengehäufter Pfeiler geben. Das Einfressen des Meerwassers theilt die Oberfläche dieses Sandsteins in kleine rhomboidische krumlinichte Absätze, ähnlich denjenigen die man in den Gängen DDDD Tab. X. wahrnimt, mit denen sie gleichen Ursprung haben; der einzige Unterschied ist, daß hier die Linien, die die Absätze umschreiben, vertiest und hingegen in den Gängen DDDD erhaben sind.

Diese Verschiedenheit kommt von der verschiedenen Stellung oder um besser zu reden, von der Verschiedenheit der Abschnitte der Gänge her, die übrigens gleichartig sind. Die Wellen schlagen gerade von vornen an die Gänge, Tab. X. hingegen seitwärts an die bey Spalatro. Zwischen ihnen beyden liegt eine andere kleine Bucht, deren Sehne ungefähr zweyhundert und fünfzig Fuß hält. Das Ufer derselben besteht aus ungleichen Schichten eines blaulichten oder gelblichten, halb versteinerten, sandichten Thons, der an verschiedenen Stellen mit horizontal Streifen eines Gesteins durchzogen ist, das durch die Würkung der Luft und des Wassers in würflichte Stücke zerfällt. Der jen-

seitige Schenkel dieser Bucht ist von hartem Sandfels und macht eine Spitze, hinter welcher sich wieder eine neue Bucht befindet, die sich mit einer andern Spitze endet, die völlig kalkartig ist. Diese Abwechslung von Thon in den Vertiefungen und von hartem Gestein in den Landspitzen, die bis zu dem Ausfluß der Narenta beständig in einem fortgehet, die Marmorklippen, die an vielen Orten über das Meer herausragen, die felsigten Inseln, die sich längst dem festen Land von Dalmatien zur rechten und linken des Vorgebirges des Diomedes erstrecken, tragen so deutliche Kennzeichen ihres ehmaligen Zusammenhangs, daß man schwerlich zweifeln kan, daß nicht grosse Veränderungen in älteren Zeiten hier vorgegangen. In den Gewässern dieser Gegend, in die sich der kleine Fluß Salona ergießt, sollen sich Kammuscheln befinden, die so groß und schmackhaft sind als die von Metellino, die auf den Tafeln der Alten so berühmt waren. Oribasius thut derselben Meldung; * er fügt hinzu, im Dalmatischen Meer werden auch die schätzbarsten Patellen gefunden, die mit Eßig und Rute zugerichtet wurden.

* Orib. ad Julian, Imp. l. 2. c. 60.

§. II.

Hafen, Stadt, Gelehrtengeschichte von Spalatro.

Das Ufer des Hafens von Spalatro, zur rechten der Stadt ist mit zahlreichen Wohnungen besetzt und wohl angebaut. Unter andern verdient das Landgut bemerkt zu werden, das auf Unkosten einer zahlreichen Menge von Edelleuten und Bürgern unterhalten wird, und auf welchem die Ackerbausgesellschaft ihre Sitzungen hält und Versuche angestellt werden. Diese löbliche Stiftung verdient allerdings unterstützt zu werden. Sowohl die Morlacken als die Bewohner der Küste haben so elende Begriffe vom Landbau und von der Viehzucht, daß die Ausbreitung dieser Kenntnisse in dieser Provinz von der äussersten Nothwendigkeit wäre.

Am Fuß der Mauern von Spalatro entspringen aus den Ritzen einiger harten Felsen voll Echiniten und Pfenningsteine, die nicht selten horizontal gespalten sind, verschiedene schwefelhaltige Quellen, die gegen Abend zuweilen einen sehr unangenehmen Geruch verbreiten. Sie führen eine Menge weisser zerrissener Flocken von Schwefelleber. Die Steine, über die diese Quellen

einige Spannen weit laufen, ehe sie ins Meer fallen sind silberweiß gefärbt, genau wie diejenigen in Italien über welche die heissen Schwefelquellen von Sermoneta fliessen, ehe sie sich in den Paludi Pontine verlieren. Allein die von Spalatro haben Veränderlichkeiten und Abwechslungen die angemerkt zu werden verdienen.

Sr. **Giulio Bajamonti**, ein gelehrter und fleißiger Naturforscher hat mich versichert, sie führen bald Küchensalz; bald seyen sie gelb und schweflicht, bald weiß und kalkartig; und diese Veränderungen scheinen nichts mit der Abwechslung der Witterung oder der Jahrszeit gemein zu haben. Dr. **Urbani** ein erfahrner Arzt von Spalatro und mein schätzbarer Freund hat dieselben mit vielem Nutzen in verschiedenen besonders chronischen Krankheiten gebraucht.

Der Hafen von Spalatro wird von fremden Fahrzeugen besucht, die Waaren aus Bosnien, Eisen, Felle, küpfernes Geschirr, wollene Zeuge, Wachs, Operment, Baumwolle, Seide, Getrayde ꝛc. dahin bringen. Am umliegenden Ufer findet man die gleichen Abwechslungen von Thon, der zuweilen mit Sand und Kalkerde vermischt ist, mit eingesprengten Blättern von weissem gestreiftem Spath. Im blauen halbversteinerten Thon

habe ich keine Spuhren von Seekörpern angetroffen, wohl aber im grauen blättrichten. An einigen Orten, besonders hinter den Häusern der Vorstadt, lauft einige Zoll unter der angebauten Erde eine horizontale dünne Rinde von Toph, in welcher Trümmer von Landschaalthieren eingesteckt sind. Diese Schichte kan man mit denen, die im Meer ihren Ursprung genommen, nicht verwechslen. Denn man sieht deutlich, das sie vom Wasser erzeugt worden, daß sich unter dem Boden durchseihete, und den Toph hier absetzte von dem es angefüllt war.

Ich werde mich bey den römischen Ueberbleibseln nicht aufhalten, die dieser Stadt ihr gröstes Ansehen geben. Jeder Liebhaber der Baukunst und der Alterthümer kennt das Werk des Engländers Adams der diese prächtigen Gebäude durch die Zierlichkeit seiner Zeichnungen noch verschönert hat. Ueberhaupt streiten hier Grobheit der Ausarbeitung und schlechter Geschmack jenes Jahrhunderts mit der Grösse und Ausdehnung des Gebäudes um die Wette. Zwar will ich den Ruinen des diokletianischen Pallasts keineswegs ihr Verdienst absprechen. Ich zähle sie allerdings unter die schätzbarsten Denkmäler des Alterthums, doch wollte ich nicht wünschen daß Künstler eher zu Spalatro als unter

den Ruinen von Rom oder unter den schönen Ueberbleibseln römischer Grösse zu Pola studirten. Die Leutseligkeit der heutigen Einwohner thut Spalatro weit mehr Ehre an, als alle die herrlichen Trümmer alter Gebäude.

Ich habe sowohl allein als in Gesellschaft des liebenswürdigen Lords Hervey die ausnehmendsten Proben ihrer Gastfreyheit empfangen.

Die Domherren erwiesen mir die Gefälligkeit, mich einige Handschriften aus den Archiven ihres Stifts durchsehen zu lassen, unter denen sich verschiedene Werke des Beni, Lucio und anderer dalmatischer Gelehrten befinden, und aus denen viele zur Geschichte von Illyrien dienliche Nachrichten könnten gezogen werden.

Unter diesen Mscpt. fanden wir auch ein Evangeliarium aus dem siebenten oder vielleicht sechsten Jahrhundert das noch ziemlich gut erhalten ist. Auf der ersten Seite steht der Anfang des Evangeliums Johannis griechisch mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Nach zweyen Kolumnen brach aber der Abschreiber diese Arbeit ab und fieng lateinisch wieder an nach der Uebersetzung der Vulgate.

Diese Stadt hat zu allen Zeiten Männer hervorgebracht, die sich um die Wissenschaften verdient gemacht haben. Ohne der Kronickschreiber der barbarischen Jahrhundert zu gedenken die uns dennoch schätzbare Documente hinterlassen, wie der Archidiakonus **Timotheus**, **Michael von Spalatro** und andere, so erzeugte sie nach der Wiederauflebung der schönen Wissenschaften **Marcus Marulus**, der viele gedruckte und ungedruckte Werke geschrieben. Ich besitze von ihm eine kleine Handschrift von Inscriptionen mit Erläuterungen begleitet, auf deren Authentität man sich aber nicht sehr genau verlassen kan; Erdichtungen dieser Art würden heut zu tage mit mehrerer Geschicklichkeit ausgeführt werden. Unter den hiesigen Erzbischöffen verdient in Absicht auf Gelehrsamkeit die vorzüglichste Stelle, **Marcus Antonius de Dominis** gebürtig von Arbe, dessen Andenken ehrwürdiger wäre, wenn er sich begnügt hätte ein berühmter Naturkündiger und Meßkünstler zu seyn, ohne sich in Religionssachen durch allzu sonderbare Meynungen hervorzuthun. * Sein

* Niemand wird dieses Urtheil aus dem Mund eines katholischen Geistlichen befremden, der weiß daß de Dominis zur reformirten Kirche übertrat, und die Suprematie des Pabstes in einem Werk de Republica ecclesiasista auf das lebhafteste angegriffen. Ueb.

Werk, de radiis visus & lucis in vitris perspectivis & iride, und ein anderes, das er unter dem Titel, Euripus sive de fluxu & refluxu maris herausgegeben hat, haben desto mehr Verdienst da er lang vor den Philosophen geschrieben, die sich durch Entwicklung eben der Lehrsätze einen verdienten Ruhm erworben, die unser gelehrter Prälat vorgetragen hatte. Der grosse Newton ließ de Dominis alle Gerechtigkeit wiederfahren, aus dessen Werk er seine erste Theorie des Lichtes schöpfte. Ich habe einige ungedruckte Arbeiten, von de Dominis, gesehen, die vieles zur Erläuterung seiner Denkungsart beytragen, und die ich vielleicht mit der Zeit bekannt machen werde. Cosmi der viele Jahre nach Dominis den bischöflichen Sitz inn hatte, schrieb eine wichtige Abhandlung über die klementinische Bulle, die sich unter den Mscpten. des Apostolo Jeno in der Büchersammlung der PP. delle Zattere in Venedig befinden soll.

Zwischen Spalatro und dem Fluß Zyader am Fuß des Berges Marian liegt eine schöne und angenehme Ebene; der Boden hat aber wenig Tiefe, und ist daher sehr trocken; es würde aber nicht schwer seyn denselben zu wässeren, wenn das Wasser des Flusses auf schickliche Weise auf denselben geleitet würde. Die Steinlagen am Fuß

des Berges und in der anstossenden Ebene bestehen aus gleichem Linsenstein wie das kleine Vorgebirg HH Tab. X. es ist aber fester und mit Kieseln vermischt.

§. III.

Ruinen von Salona.

Um die elenden Ueberbleibsel von Salona zu besehen, muß man bey Tramontana zwey Meilen weit von Spalatro über eine schlechte Brücke gehen, die auf dem Fluß gebauet, und von derjenigen sehr verschieden ist, die die Römer hier werden angelegt haben. Der Hyader entspringt am Fuß des Berges von Clissa, und ist von beträchtlicher Grösse.

Bey seinem Ursprung findet man versteinerte Knochen in Kalkschiefer und eisenhaltiger verhärteter Erde eingebettet.

Salona, das ehe es unter das römische Joch gekommen, und noch nachher eine grosse und ansehnliche Stadt gewesen, ist heut zu tage ein armseliges Dorf, in dem man wenig kenntliche Ueberbleibsel ihres ehmaligen Glanzes findet. Dasjenige was der Barbarey der nordischen Völker entronnen,

die sie zerstörten, muß in den zwey letzten Jahrhunderten völlig zernichtet worden seyn. Man findet in einer ungedruckten Nachricht von Dalmatien, die Giambattista Giustiniani ungefähr um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts geschrieben, wie sie noch zu seinen Zeiten ausgesehen habe. „Man erkennet die Grösse und Pracht „der Stadt Salona aus den Gewölben und „Bögen des prächtigen Theaters, die noch jetzt „gesehen werden; aus den grossen Stücken von „feinem Marmor, die in der Gegend zerstreuet „liegen; aus der schönen Marmorsäule die noch „aufrecht steht, wo vormals das Zeughaus ge„wesen seyn soll; aus den vortreflichen Schwib„bögen von hohen Marmorsäulen unterstützt, „über die eine Wasserleitung lief, die von Salona „nach Spalatro gieng. . . . Man sieht noch ver„schiedene Ruinen und Ueberbleibsel grosser Pal„läste, und in vielen schönen Marmorstücken lieset „man noch alte Grabschriften: allein die allmäh„lige Erhöhung des Bodens, hat die ältesten und „schätzbarsten Steine vergraben.“

Die Einwohner des Dorfes, das aus den Ruinen von Salona entstuhnd, graben oft Inschriften oder andere wichtige Denkmäler aus; allein ihre Habsucht und die Barbarey sind so groß, daß sie lieber alles entzwey schlagen und

verderben, als eine mäßige Belohnung dafür annehmen. Ich trachtete einige schöne Steine, die neulich ausgegraben worden, aus den Händen eines Bauren zu retten, der schon viele andere zerschlagen hatte, deren Bruchstücke ich gesehen, um Thür- und Fensterpfosten daraus zu machen; allein sein Geitz vereitelte meine Absicht und ich muste mich begnügen dieselben abzuschreiben.

Ein fleißiger Bürger von Spalatro hat eine grosse Menge salonitanischer Innschriften gesammelt, die er mir aber nicht mittheilen wollte, weil er sie dem Herausgeber derjenigen widmete, die größtentheils verstümmelt in dem 2ten Theil des Illirico Sacro eingerückt sind. Ich bedaure es desto weniger, daß dieser Gelehrte mir vorgezogen worden, da eine allzuausführliche Untersuchung dieser Dinge mich zu weit von meinem Hauptgegenstand abführen würde. Ich würde vielleicht alte Denkmäler gänzlich mit Stillschweigen übergangen seyn, wenn das Beyspiel des berühmten Tourneforts mich nicht angefrischt hätte, derselben im Vorbeygehn Meldung zu thun. Alles was ich in diesem Fach gesammelt und noch sammeln werde, habe ich meinem gelehrten Freund, dem Abt Girolamo Silvestri von Rovigo übergeben. Alle durch ganz Dalmatien zerstreuete alte Denkmäler laufen täglich Gefahr völlig zerstöret zu werden, und auch

diese Ursach hat mich bewogen von denselben zu reden. Sie werden wie ich hoffe dieses nicht misbilligen, da überdies dieser Gegenstand einige Mannigfaltigkeit über meine Arbeit verbreiten kan, die durch lauter mineralogische Untersuchungen trocken und ermüdend werden würde.

Wären die traurigen Ruinen von Salona nicht hinlänglich ihre wahre Lage am Ufer des Meers zu bestimmen, so könnte dies aus einer Stelle **Lucans** berichtiget werden:

Qua maris Adriaci longas ferit unda Salonas.

Et tepidum in molles Zephyros excurrit Hyader.

Cäsars Text muß verderbt worden seyn, da er **Salona** in edito colle setzt: daran kan man desto weniger zweifeln, da die wahre Lage dieser Oerter ihm sehr genau bekannt war.

Dieser Fluß, dessen Lauf nicht über drey Meilen lang ist, und oft über tophartige Bänke weg lauft, ernährt in seinen moosigten Höhlen eine vortrefliche Art von Forellen. Ein gewisser Schriftsteller, der gute Leckerbissen besser als Handlungen grosser Leute zu beurtheilen wußte, schrieb daher: **Diocletian** hätte dem Vergnügen die Welt zu beherrschen entsagt, um auf seinem prächtigen Landgut zu Salona sich in Ruhe den Bauch mit

diesen Fischen füllen zu können. Mir ist unbekannt ob Diocletian die Fische so sehr liebte als seinen Kohl, aber auch für einen Menschen, der seinem Gaumen nicht ergeben ist, muß Salona ein reitzender Aufenthalt gewesen seyn; nur darf ich mir vorstellen, der anstossende Berg sey ehmals mit Waldungen bedeckt gewesen, dessen wilde Nacktheit jetzt im Sommer eine unerträgliche Hitze verursacht. Ohne Zweifel war Liebe zur Weltweisheit und vielleicht gesunde Politick der Beweggrund, warum Diocletian sich in die Einsamkeit begab. Er lebte zehen Jahre lang ruhig zu Salona, und würde vielleicht ein längeres Leben genossen haben, wann ihn Konstantius und Licinius nicht beunruhiget hätten. Trotz allem Bösen, das die christlichen Scribenten von diesem Kayser gesagt, und einer dem anderen nachgeschrieben haben, muß man gestehen, daß er vortrefliche Eigenschaften besessen, daß seine Verdienste und nicht Bürgerblut ihn auf den Thron geführt, und daß er nach einer zwanzig jährigen Regierung das größte Beyspiel philosophischer Mäßigung gegeben, das jemals der Welt sey gegeben worden. Ich halte es für einen grossen Beweis der Verdienste des Diocletians, daß er von Julian in seinen Kaysern gelobet worden, der seiner gewiß nicht geschont hätte, wenn er Ursach zum Tadel gefunden hätte.

§. IV.

Von dem Berg Clissa und Mossor.

Zur rechten des Hyader erhebt sich ein Berg, der von dem Kastell, das an der Seite desselben erbauet ist, Clissa genennt wird. Der Bau desselben ist von eben dem grauen oder blaulichten Gestein von ungleicher Festigkeit, das ich oben beschrieben habe. Die losgerissenen Felsstücke, die man am Weg findet, sind bald von gemeinem dalmatischen Marmor, bald von harter kieslichter Breccia, oder Linsenstein, (pietra forte lenticolare.)

Das Aussehen einiger Schichten ist sehr sonderbar, die ein hervorragendes Gehänge des Berges Mossor, zur Seite des Wegs von Clissa, zur linken des tiefen Thals, durch welches der Hyader fliesset, ausmachen. Wenn man sie von weitem betrachtet, so stellen sie über einander gelegte Zirkelabschnitte vor, mit auswärts gekehrten Enden, der gewöhnlichen Beschaffenheit krummer Schichten, gerade entgegen gesetzt. Allein dieses ist ein blosser Betrug der Augen, der durch die tiefe Lage aus welcher sie betrachtet werden, verursachet wird. Bey meiner ersten Hinreise hielt ich sie allerdings für das Werk eines alten Meers, das das Innere

des Berges so geordnet, das nun durch die Länge der Zeit, und durch die Tagwasser entblößt worden. Allein, das Ansehen aus der Ferne hatte mich betrogen. Die anscheinenden Ende der Halbzirkel, sind blos Stücke des Umkreyses derjenigen von den Tagwassern entblößten und isolirten Schichten, die von der Spitze des Hügels bis an die Wurzel desselben Horizontal über einander liegen. Der isolirte Fels so auf dem Clissa stehet, bestehet größtentheils aus kalkartiger Breccia, in welcher hier und da Seekörver eingesteckt sind. In den Steinen selbst, die diese Breccia ausmachen, sind die Linsensteine eingeschlossen, die viel älter sind als das Gestein in dem sie sich jetzt befinden. Der Fuß des Felsens ist von Sandstein, demjenigen ähnlich der am Ufer von Spalatro bricht. Zwischen diesem Sandstein und dem Marmor streicht eine veränderliche Schichte von Muschelkalk, und oft Schollen einer versteinerten bituminösen Erde. Auch in der Breccia findet man Stücke von schwarzer Lava, die Geburth alter Vulkanen. Wenn man die Hervorragung dieses Hügels, von einer Stelle betrachtet, die gleich hoch ist, so sieht man deutlich daß sie zum Theil von dem übrigen Berg abgetrennt worden, und daß ihre Schichten eben sowohl der Richtung als ihren Bestandtheilen nach mit einander übereinstimmen. Die gewölbten Schichten fahren fort, das Auge des

Beobachters zu betriegen, bis er dieselben aus einer horinzotalen Lage beobachten kan; alsdenn hört der Betrug auf.

Das Schloß von Clissa ist ohne Zweifel Anderium des **Dion Kaßius** und Mandetrium des **Plinius**. Jener sagt, da er die Belägerung desselben unter Anführung des Tiberius erzählt, „es „sey auf einem jähen, unzugangbaren Berg gesessen, der ringsum mit Felsen umgeben war.“ Er fügt hinzu, „da Tiberius gesehen, daß un„geacht aller Verstärkungen, die aus dem römi„schen Lager bey Salona hergeschickt wurden, „seine Versuche fruchtlos abliefen, hätte er einen „Haufen durch felsigte und ungebahnte Pfade „abgesendet, um sich der Anhöhen zu bemächtigen, „die Anderium bestreichen; dadurch seyen die Illy„rier umringt und das Schloß gezwungen worden „sich zu ergeben.* “ Nun steht allerdings Clissa ohnweit Salona auf einem solchen unzugangbaren Felsen, von anderen Felsspitzen umgeben, und wird von dem Gipfel des Berges bestrichen. **Plinius** redet von Mandetrium als von einem Ort, das im Krieg berühmt worden. Clissa ist es in den neueren Zeiten auch gewesen, und muß es nothwendig allemal seyn, wenn in den Dalmatien Krieg geführt wird, da es an einem engen

* Dio Cass. Lib. 55.

und wichtigen Paß liegt. Spon führt in seinen Reisen eine Inschrift an, die zu Clissa gefunden worden, und die er zu Trau sah, und in welcher der Ausbesserungen des Weges von Salona nach Andetrium Meldung gethan wird.

§. V.

Von dem zwischen Clissa und Seign von Morlacken bewohnten Land; von dem Thal di Luzzane, und Gipalovo Vrilo.

Um von Clissa zehen oder zwölf Meilen weiter in das Innere der Provinz zu kommen, durchreißten wir eine Gegend, die bald hoch bald tief liegt, aber fast durchgehends rauh und wenig bewohnt ist. Der gefährliche Paß von Clapaviza, die Halde von Cozigne-Berdo, das steinichte und unfruchtbare Thal Draçaniza, und der Berg Crisiza sind wegen ihren Wildheit im Stand auch dem eyfrigsten Naturforscher Grausen einzujagen. Der Weg bergein, geht über Kalkfelsen, die für die Pferde sehr gefährlich sind, da sie die gröste Mühe haben sich zu halten. Durchs Thal geht es eben so mühsam wegen den häufigen und scharf eingeschnittenen Felsen, die den Boden desselben ausmachen. Hie und da sieht man einige schlecht

gewachsene Bäume, und viele Dornsträuche, daher das Thal den Nahmen Draçaniza * erhalten. Sie dienen aber zu nichts als den Weg noch verwickelter und mühsamer zu machen.

Am Fuß des Berges Crisiza liegt das schöne Thal von Dizmo. Es ist ringsum mit Bergen umgeben und hält ungefähr zehen Meilen im Umfang. Das Erdreich ist fruchtbar und hat gute Weyden. Es ist aber nicht so wohl angebaut als es seyn könnte, denn die Morlacken sind sehr schlechte Ackerbausverständige. Von Dizmo kommt man durch Xenski=Klanaz, über den Berg Mojanka endlich durch Cucuzu=Klanaz in die schöne und weite Ebene von Scign hinunter, die vom Tilurus, heut zu tag Cettina genannt, durchflossen wird, eine Gegend von welcher ich unten bey Gelegenheit des Ursprungs, des Laufs und der Mündung dieses Flusses, von dem sie ehmals den Namen Grafschaft Cettina erhalten, umständlicher reden werde.

Es ist nichts seltnes im Innern dieses Landes Berge, Seen und Gegenden anzutreffen, deren Namen das Andenken irgend einer dort sich eräugneten Begebenheit erhält. Von dieser Art sind

---

* Draça, Dorn, und besonders Stechdorn (Paliurus.)

der Weg, der Xenski-Klanaz * heißt, und der Berg Mojanka. In einem alten Lied, das unter den Morlacken dieser Gegend noch erhalten wird, wird die traurige Geschichte eines Liebhabers erzählt, dem seine Geliebte geraubt worden. Sie hieß Anka. Er suchte sie bey Nachts auf dem ganzen Berge, und rief immer mit lauter Stimme, moja Anka, meine Anka, und daher blieb noch bis jetzt dem Berg der Name Mojanka. Verschiedene andere Oerter in der Nähe führen Namen, die auf verschiedene Stellen dieser Geschichte eine Beziehung haben.

Nach einer sehr unangenehmen Tagreise durch dieses rauhe und schlecht bewohnte Land, kamen wir nach Scign, eine Festung nicht weit vom Fluß Cettina, von welcher ich an einem schicklichern Ort reden werde.

Um von Scign nach Spalatro durch einen andern Weg zurück zu kehren, kan man über Radossich gehen, das etwas nördlicher liegt als die Mojanka. Es verdient aber wohl der Mühe etwas von der geraden Strasse abzugehen, um das Thal von Luzzane und den Bach Gipalovo-

* Xenski-Klanaz; der enge Paß der Dame.

Vrilo zu besehen. An diesen Oertern, die durch eine grosse Kette von Gebirgen, die wohl sechszehn Meilen breit ist, vom Meer abgesondert sind, findet man die deutlichsten Merkmaale des dortigen Aufenthalts ehmaliger Gewässer, und vielleicht eben so unläugbare Beweise menschlicher Wohnungen auf den Schichten, die jetzt am Fuß der Berge in das Innere derselben hinein dringen.

Das Thal von Luzzane ist zur Seite von kleinen Hügeln begränzt, die auf illyrisch Glàvize heissen. Sie liegen am Fuß eines hohen felsigten Berges, und bestehen aus einer unfruchtbaren bald weissen bald blaulichten Erde, die in sehr reguläre Schichten geordnet, und voll Turbiniten und an einigen Stellen voll weisser, glänzender, halbverkalkter, fremder zweyschaalichter Muscheln ist. Auf der äussern Fläche eines vierecktigten Stückes, das nicht über vier Zoll breit war, zählte ich über vierzig von gleicher Gattung und Grösse. Doch sind sie nicht in allen Schichten gleich häufig, noch von gleicher Festigkeit und Farbe. In einigen derselben findet man Meergraß eingebettet, und verkohlte Theile von Pflanzen. Der merkwürdigste Unterscheid zwischen diesen verschiedenen Erdlagen, ist die grosse Ungleichheit des Gewichts. Von zwey gleich grossen Stücken, aus zwey verschiedenen Schichten genommen, ist das-

jenige um die Hälfte leichter, das verbrannte Pflanzen enthält, und kommt mit den vulkanischen Bimssteinen überein, obschon es von aussen nicht löcherricht scheinet.

Diese verkohlte Blätter sind aber nicht mit Erdharz durchdrungen; sondern zerfallen in Staub und färben schwarz wie unsre Holzkohlen. Ich erinnere mich ähnliche Kohlstücke in einer grünen eisenschüßigen Siegelerde gesehen zu haben, die man unter vulkanischen Stoffen im Berg Berico nahe bey Vrienza findet. Die festeren Erdschichten der Hügel von Luzzane sind durch horizontale Abtheilungen so genau von einander gesöndert, daß man dieselben, wie den Dachschiefer, in grossen flachen Platten abheben kan. Die kleinen Rinnen, die das Regenwasser auf dem Rücken dieser Hügel ausgehölt, zeigen den inneren Bau die Anordnung und Farbe dieser Schichten zu Tage.

Eine halbe Meile weiters gegen die Enge des Thales zu, findet man das Bett des Bergstrohms Gipàlovo-Vrilo, oder **Quell der Familie Gipal** genant. Er führt eine grosse Mannichfaltigkeit von Steinstoffen mit sich. Pyriten, Adlersteine mit eingekitteten Muscheln (Etite conchifere) in denen die Muscheln vollkommen weiß geblieben, und vom Eisen keineswegs durchdrungen worden;

Kiesel (Selce) von allerhand Farben; Stücke von feinem Agath voll Seekörper; Sandsteine, Breccia, verschiedene Marmorarten, die von oberen Gebirgen hinunter geführt worden. Neben diesen mineralischen und Seeproduckten, findet man in Menge dichte und schwere, bald schwarze bald graue Lava, Steinkohlen, blättrichte bituminöse Erde, so schwarz als Gagat, voll glänzend weisser Seekörper. Längst dem Bett des Baches siehet man verschiedene schief laufende Gänge dieser Erdart, zwischen anderen Schichten einer loseren Erdart fortstreichen, die auch voll Meersbrut sind. Etwas weiter, verengert sich das Bett, und ist an verschiedenen Orten fast ganz in der bituminösen Erde eingegraben, aber gemeiniglich sind die Schichten abgewechselt. Ueber die zertrennten Schichten von Gipalovo-Brilo erhebt sich ein höherer Berg, der aus den verschiedenen Stoffen zusammen gesetzt ist, die der Fluß mit sich in die Ebene rollt. Da wo sich diese Erdharzige Schichte bey einem Fall des Baches unter verschiedne eisenschüßige Lagen verbirgt, stehn die Wurzeln und der Stamm eines verkohlten Baums, der drey Fuß im Umkreis hat. Als ich dort war, war er noch in seiner natürlichen Lage, und man sahe noch die Wurzeln bis in die kleinsten Abtheilungen vollkommen, unversehrt, aus dem Fuß desselben auslaufen.

Ich habe einige mit mir gebracht, die wie Schotten des Johannisbrodbaums aussehen, aber verkohlt und von einem glänzenden Schwarz sind. Was diesen verkohlten Stock vor anderem versteinertem Holz, das man häufig in den Bergen findet, auszeichnet, ist, daß er mit einer Axt oder mit einem anderen Werkzeug, etwas über einen Fuß ob der Wurzel ist umgehauen worden, ehe ihn der Meerschlamm begraben hat. Die Gänge dieses Meerschlamms, vom Bach durchschnitten, laufen über zwey Ell höher als die Wurzeln und der Stock des Baums. Man sieht an diesem noch einige Axthiebe, die mit Pecherde angefüllt sind. Er war noch halb vergraben da ich die Erde davon los machte und ihn entblößte. Ich lasse es Gelehrteren über zu entscheiden, wenn dieser Baum umgehauen worden, und in was für Zeiten, ein jetzt von uns entferntes Meer diese Gegend überschwemt, und eine so erstaunende Menge fremder Seekörper hier abgesetzt habe.

§. VI.

Von dem Berg Sutina und der umliegenden Gegend.

Auf unserer Rückkehr nach Spalatro, lenkten wir uns etwas mehr gegen Norden, um nicht

verbunden zu seyn durch die nemliche Strasse wieder zurück zu kehrem. Um Radoßich herum sahen wir Ruinen von eingestürzten Bergen und isolirten Marmormassen ausserthalb ihrem natürlichen Lager; sie liegen auf Schichten von verhärtem Schlamm, es ist aber schwer zu sagen, ob sie zur Zeit als das Wasser diese Gegend bedeckt, oder erst nach dem Ablauf desselben durch irgend ein Erdbeben hinunter gefallen. Man findet in diesen Ruinen eine grosse Verschiedenheit von Seekörpern, und in dem tiefen Bett des Flusses, der längst dem Fuß des Berges Sutina hinfließt, fein körnigte Breccia von allerhand Farben. Der Gipfel des Berges besteht aus kieselartiger Breccia, die Mitte aus Kalkschiefer mit eingesprengtem Glimmer, von verschiedener Härte und röthlichter Farbe, die mehr den erzhaltigen als kalkartigen Felsen eigen ist. In einer Schichte dieses Schiefers, die sich in zarte und sehr zerbrechliche Blätter spalten läßt, sah ich Eindrücke von Tellmuscheln. Nachdem man diesen Berg überstiegen kommt man nach Zamuch, oder Ober Mutsch, einem kleinen Dorf, das auf Breccia (Breccia madrosa) gebauet ist, die zu feinen Arbeiten untüchtig ist. Ich fand dort viele Platten von Marmor oder kalkartigem Dachschiefer auf einander gehäuft, die aus irgend einem von dem höheren Bergen dahin gebracht worden. In einigen dieser Platten stecken

versteinerte Vermiculiten und Aeste von Madreporen; andere enthalten Tellmuscheln und tief gestreifte Bastarde (Anomie) denjenigen ähnlich, die nicht selten in den veronesischen Gebirgen gefunden werden. * Ich ließ ein Stück dieses Muschelmarmors poliren. Es ist grau gefleckt (pardiglio) mit weissen Sternen, die nichts anders sind als horizontale Durchschnitte kleiner Trochiten. ** Die eine Fläche dieses Marmors in seinem natürlichen Zustand, zeigt die versteinerten Muscheln niederwärts gekehrt, die andere bloß die concaven Eindrücke derselben.

Unter dem Dorf liegt eine kleine Ebene, über die ich hinüber gieng um eine Innschrift zu lesen, die einige Monate zuvor war ausgegraben worden.

Das merkwürdigste was ich hier gesehen, sind grosse Massen einer überaus schön gefleckten Breccia Breccia machiata di pavonazzo.) Man könnte aus derselben prächtige Säulen oder andere kostbare Steinarbeiten verfertigen, wenn der Ort nicht

---

* Helmintholithus Anomiæ deperditæ, novemstriatæ. LINN. Syst. Nat. III. p. 163.

** Helminth. Isidis Asteriæ. ibid. p. 168.

Asteria columna angulis obtusis. SCHEUCZ. Helv. 6. p. 323. fig. 152.

so weit vom Meer entlegen, oder die Strassen brauchbarer wären. Zu Rom sieht man eine Breccia, die dieser vollkommen ähnlich ist, und die zu den vorzüglichsten Arbeiten gebraucht wurde. Vielleicht waren vormals in diesem Land, das von so vielen römischen Kolonien bewohnt und so oft von ihren Kriegsheeren besucht wurde, besser angelegte Strassen obschon jetzt die Spuhren und das Andenken derselben verlohren gegangen ist.

Ghidavaz und Prugovo sind zwey Thäler, durch die uns unsere Führer hindurch führten, um uns wieder auf den Weg nach Clissa zu bringen. Ihre Figur ist zirkelförmig, sie sind ringsum von Bergen eingeschlossen. Der Boden sollte wie es scheint, tief und fruchtbar seyn; er ist es aber gar nicht. Die Thäler sind zwar eben, aber von Erde so entblößt, daß sie eingestürzte Gipfel alter und nackter Berge zu seyn scheinen. Einstürze von dieser Art pflegen sich an Orten zu ereignen, wo grosse Höhlen sind, unter denen Flüsse durchlaufen, und sich in einer grossen Fläche zusammen gelaufene Wasser verlieren. Das weite Thal Prugovo wird oft im Winter in einen tiefen See verwandelt, der nach und nach gegen das End des Frühlings zu, wieder austrocknet. Der Fluß Salona der am Fuß des Berges schon in beträchtlicher Grösse hervorquillt, und der Mühlbach bey

Trau haben wahrscheinlich ihren Ursprung und ihr Wachsthum den Wassern zu verdanken, die sich aus diesem und andern ähnlichen Thälern unter der Erde durchseigen.

§. VII.

Ruinen von Epetium; Versteinerungen der umliegenden Gegend.

Sechs oder sieben Meilen von Spalatro gegen Osten, und drey Meilen von Salona findet man die Ueberbleibsel von Epetium einer alten Pflanzstadt der Jssäer. Heut zu Tage heißt der Ort Stobrez. Um von Salona über Land dahin zu kommen geht man nahe bey einigen Bogen der diocletianischen Wasserleitung vorbey, die das Landvolk Ponte secco, **trockne Brücke** nennt, und unter einer isolirten Steinmasse durch, die vorzüglich Kamen, **der Fels** heißt, auf welchen vormals eine kleine Feldschanze gestanden, wie man es aus den Ueberbleibseln von Mauren, die noch da sind, muthmassen kan.

Die Lage von Epetium war vortreflich; es stuhnd auf einer kleinen Anhöhe am Ufer des Meers. Der schöne Fluß Xernovniza, * dessen

* Xarnovniza hat seinen Namen von Xarn, das auf illyrisch Mühle bedeutet.

Nahmen ich bey den alten Geographen nicht habe ausfindig machen können, ergießt sich in den Hafen von Epetium, der zwar sehr geräumig aber heut zu Tag sehr seicht ist, weil der Fluß seinen Schlamm darinnen absetzt, und er nie gesäubert wird. Die umliegende Gegend ist überaus reitzend, obschon sie schlecht angebauet ist. Die Türken hatten Salzgruben dort angelegt, die aber seit dem das Land unter venetianische Bottmäßigkeit gekommen, wieder eingegangen sind. Die Ebne in welcher die Salzgruben lagen, ist dennoch weder sumpficht noch ungesund; und ladet jedermann ein, sich die frischen Wasser des vorbey fliessenden Baches, die Mildigkeit des Klimats, und die ofne Lage der Gegend zu Nutz zu machen.

Längst dem Ufer des kleinen Hafens von Stobrez sieht man noch kenntliche Ueberbleibsel der ehmaligen Mauren von Epetium, die zwar aus dauerhaften Materialien aufgeführt, aber bey weitem nicht mit derjenigen Genauigkeit unter einander verbunden gewesen, die man in römischen Gebäuden so sehr bewundert. Ein unterirdischer Gang, dessen Eingang noch in seinem ursprünglichen Zustand verblieben, und der unter den vergrabenen Ruinen der Stadt noch weit unter der Erde fortgeht, scheint in vormaligen Zeiten gedient zu haben, das Wasser abzuleiten. Nahe bey der

Pfarrkirche, die eine viertel Meile weit vom Hafen ist, findet man noch die Grundlage eines Thurms, der Epetium von dieser Seite beschützte; die Kirche selbst ist auf alte Mauren gegründet. Ich schmeichelte mir einige merkwürdige griechische Inschriften hier zu entdecken, und durchsuchte in dieser Absicht jeden Winkel des Dorfes, aber umsonst. Man sieht noch Bruchstücke von lateinischen Steinschriften, die aber von keinem Werth sind. Eine einzige noch unversehrte fand ich im Fußboden der Kirche. Andere hielten die Einwohner aller Wahrscheinlichkeit nach vor mir verborgen; sie sind gegen Fremde mistrauisch, besonders gegen die Italiäner, und zwar um die Wahrheit zu gestehen, nicht ganz mit Unrecht.

Der Flüß Xernovniza kommt nicht von weitem her. Er entspringt am Fuß des Berges Mossor zwischen Squercich und Dubrava, macht ohnweit seines Ursprungs einen Fall, treibt hernach verschiedene Mühlwerke, und fällt nach einem fünf Meilen langen Lauf in beträchtlicher Grösse in das Meer. Er ernährt sehr schmackhafte Fische; und die Meerfische halten sich gern um die Mündung desselben auf. Der Fischfang der Einwohner von Stobrez, verdient eher den Namen einer Jagd. Sie laufen baarfuß im Hafen herum und verfolgen, schlagen und spiessen die Fische mit Stöcken

die vornen mit Eisen bewafnet sind. Ich gieng nach dem Dorf von Xernovniza, so wohl um den Lauf des Flusses zu untersuchen, als um einige Inscriptionen zu besehen, die sich in der dortigen Kirche befinden. Der Weg war ungefähr bey drey Meilen. Im ersten Hügel, über den ich gieng, fand ich eine unglaubliche Menge loser Pfenningsteine (Nummali,) die den Abhang desselben überdeckten; ich sammelte viele derselben, die vollkommen wohl erhalten und von beträchtlicher Grösse waren, es giebt zusammen gedruckte, mit heraussstehendem Gewind. Unter diesen findet man auch Fragmente von versteinerten Ostraciten und Helmintholithen, den weissen Ammonshörnern ähnlich, von eben der Gattung, die man häufig in der Thonerde von Brendola und Grancona im Vicentinischen antrift.

Die Baurenkinder der Gegend machen wohl erhaltene Exemplare von Pfenningsteinen und Helmintholithen sehr selten, in dem sie dieselben zu ihren Spielen aufsuchen. Sie kennen den wahren Zeitpunkt des Einsammelns sehr wohl, und ermangeln nie, gleich nach starken Regengüssen aufs Suchen auszugehn. Eben so pflegen die Kinder im paduanischen auf den Felsen von Venda und Rua nach der Schneeschmelze Entrochiten in Menge zusammen zu lesen, die sie heimlich ins Feuer

werfen

werfen um sich an dem Erstaunen und zuweilen an dem Schrecken zu erlustigen, das durch das Prasseln und Knistern derselben bey den Umstehenden erzeugt wird. Ich bin zweymal dort gewesen, und aus der sparsamen Beute habe ich wohl wahrgenommen, daß viele vor mir da geerndtet hatten.

Der von den Wassern der Xernovniza gespaltene Berg besteht aus grauem oder blaulichtem Sandstein, ohne anscheinende Spuhren von Versteinerungen. Das linke Ufer des Flusses ist schroffigt, wild und unzugänglich. Das rechte ist mit Reben und Feigenbäumen angepflanzt. Das dieser letzteren Baumart auffäßige Insekt hatte sich so erstaunlich vermehrt, daß ich auf einer einzigen Feige, die nicht viel grösser war als eine gemeine Nuß, über siebenzig neue Galläpfel, und auf einem einzigen Blatt hundert sieben und fünfzig zählte; die Aeste waren ganz damit überdeckt.

Da ich im Dorf von Xernovniza angelangt und bis zu dem Haus des Pfarrers in dem Zustand eines Mannes geklettert war, der einen jähen und steinichten Weg mitten im Tag an der brennendsten Sonnenhitze zurückgelegt hatte, ließ ich mein Anliegen durch meinen Führer vorbringen, aus Furcht seine Ohren zu beleidigen, wenn ich

es selbst wagte schlecht illyrisch mit ihm zu reden. Dieser unfreundliche und mißtrauische Mann schlug es aber durchaus ab mir die Kirche zu eröfnen. Da half auch unser demüthigstes Bitten nichts. Auf alles was mein Führer ihm sagte oder ich zu stammeln vermochte, bekamen wir keine andere Antwort als Nechia, **ich will nicht.** Dieses rauhe Betragen brachte mich aus aller Fassung. Ich sties alle Schimpfwörter gegen ihn aus, die mir auf illyrisch zu Sinn kamen. Er ließ mich aber schreyen und schimpfen, und schloß ganz kaltsinnig seine Thüre wieder zu. Das war das erste und beynahe das einzige Exempel von Ungeselligkeit, das mir in Dalmatien begegnet; es war mir aber so empfindlich, daß ich mich nicht enthalten konnte desselben Erwähnung zu thun.

Behüte Sie der Himmel, mein Edler Freund, vor solcher harten und unfreundlichen Begegnung auf den Gebirgen, die Sie jetzt zum grösten Nutzen der Naturgeschichte durchreisen. Mit Sehnsucht sehe ich der Rückkehr eines Mannes entgegen, für den ich die vollkommenste Hochachtung hege, und dessen Freundschaft mir durch die Uebereinstimmung unsrer Studien noch schätzbarer geworden ist. Ich habe die Ehre ꝛc. ꝛc.

Drittes Sendschreiben

an Herren Johann Marsili

öffentlichen Lehrer der Botanick auf der hohen Schule zu Padua ꝛc.

Von dem Lauf der Cettina, oder des Tilurus der Alten.

Setzen Sie, mein gelehrter und liebenswürdiger Freund ihre gewöhnlichen Arbeiten etwas auf die Seiten, und reisen Sie mit mir längst den unbekannten Ufern eines Flusses, der in älteren Zeiten so häufig von römischen Kriegsleuten besucht wurde. Ich lade Sie ein mit mir die rauhen Gebirge zu übersteigen die die schönen inneren Gegenden von Dalmatien, die heut zu Tag von Morlacken bewohnt werden, vom Meer absonderen. Von den Unbequemlichkeiten, die ich bey dieser Reise ausgestanden, sollen Sie aber gänzlich befreyet seyn. Da alle Arten von Wissenschaften Ihnen schätzbar sind, so werden Sie vielleicht nicht ohne Vergnügen die Bemerkungen lesen,

die wir von dem Ursprung des Tilurus weg bis zu seinem Ausfluß zur rechten und linken des Weges machen werden; hie und da eine bescheidene Digreßion, zu welcher ich mich durch die Analogie der Gegenstände verleiten ließ, müssen Sie mir nicht übel nehmen. Ich habe getrachtet Ihnen nicht Ueberdruß zu erwecken; sollte es aber wider meinen Willen geschehen seyn, so legen Sie den Brief weg. Ich weiß wie theuer Ihnen ihre Stunden sind, und begehre deßwegen nichts als die Aufopferung einiger müßigen Augenblicke.

§. I.

Ursprung der Cettina.

Nahe bey dem kleinen Dorf Zarebiza, drey Meilen weit von **Verlicka**, am Fuß eines Marmorhügels entspringen die vier Hauptquellen des **Tilurus**, von den Einwohnern **Cettina** genannt, die sich nach einem kurzen Lauf in ein gemeinschaftliches Bett vereinigen, das daher den Namen **Vrilo-Cettine** bekommen hat. Das umliegende Land führte in älteren Zeiten den Titel einer Grafschaft oder Zupania, die ihren eignen kleinen Fürsten hatte; niemals aber war in demselben eine Stadt, die **Cettina** hieß, und noch weniger jetzt, ob schon einige Geographen derselben Mel-

dung thun, und insonderheit Büsching, der sie an einem See setzt, der aber eben so wenig zugegen ist. **Porphyrogenata** nennt die Zupania von Cettina, **Tzentzena**. Zwey von den Quellen des Flusses schienen mir vorzüglicher Achtung würdig zu seyn. Die Hügel die sich zwischen den Bergen **Roziak** und **Dinara** ausbreiten, und die mit ihren Wurzeln die schönen Ebenen der Cettina umringen, erheben sich allmählig gegen das Innere des Landes zu in die Höhe, und vereinigen sich mit dem Berg **Hersovaz**. Die Schichten aus denen diese Hügel bestehen, scheinen von aussen oft irregulär, und lassen uns muthmassen sie seyen Ruinen alter eingestürzter Berge. Um aber dessen völlig gewiß zu seyn, müste man diese Ruinen von oben und abgedeckt untersuchen. Der Quell, den wir zu erst besuchten, liegt hundert Schritt weit vom Dorf. Die Wurzeln des Hügels machen einen halben Zirkel um denselben herum. Ein klarer See, der dort zwischen Felsen und unter dem Schatten von Bäumen versteckt liegt, hat ungefehr dreyßig Fuß im Durchschnitt; die Einwohner behaupten, man finde keinen Grund; wir warfen weisse Steine von verschiedener Grösse hinein, die wir aber aus dem Gesicht verlohren, eh sie zu Boden fielen. Das Wasser scheint fast keine Bewegung zu haben, dennoch fliest es in grosser Menge ab, und macht schon zwey Flintenschüsse

weiter unten einen beträchtlichen Fluß aus. Eine zahlreiche Menge Forellen, unter denen einige bis fünf und zwanzig Pfund schwer sind, kommen zugleich mit dem Wasser aus dem Inneren des Berges heraus, auch findet man in demselben verschiedene andere Gattungen von Flußfischen; allein der Oefnung, die ihnen zum Ausgang dient, kan man nicht beykommen, man kan sie auch nicht sehen wenn man am Wasser stehet. Um sie zu entdecken, muß man sich auf eines der abgebrochenen Ende des Halbzirkels stellen, und von oben herunter schauen. Ungefehr sechs Fuß unter der Oberfläche des Sees, geht eine weit herausragende Marmorbank in Form eines grossen irregulären Bogens über das Wasser hinüber. Unter diesem fließt der Bach hervor. Die wirbelförmige Bewegung des Wassers, die auf der Oberfläche nicht sichtbar ist, erzeigt sich durch die schiefe Richtung, nach welcher Steine hinunterfallen, die man hinein wirft. Die andere Quelle, die auf der entgegen gesetzten Seite nicht weit vom Dorf liegt, erweitert sich in einem etwas grösseren See, der von Marmorbänken in Form eines Hufeisens umringet ist. Die Ufer desselben sind nicht so grün und schattigt wie des ersteren seine. In der Mitte soll er eben so tief seyn. Nach einem sehr kurzen Lauf entsteht auch aus diesem ein Fluß, der schon an sich beträchtlich ist, der aber nach seiner Vereini-

gung mit dem ersteren, mit den beyden anderen Quellen, und einigen kleineren Bächen, die aus eben diesen Berg in die Ebene hinunter fliessen, noch weit beträchtlicher wird.

§. II.

Unterirrdische Reise.

Die Menge des Wassers, das aus diesen Seen und einigen anderen kleineren Quellen zusammen fließt, um die Cettina zu erzeugen; der Berg aus dem sie ganz entspringt, und der viel kleiner ist, als diejenigen zu seyn pflegen, die ansehnliche Flüsse erzeugen; die Erinnerung der kalkartigen Breccien (marmi brecciati) die die Gipfel der illyrischen Berge ausmachen, brachten uns auf die Muthmassung, die Quellen bey denen wir uns befånden, seyen nicht die wahren Quellen der Cettina, sondern blos Aeste eines unterirrdischen Flusses, dessen altes Bett vielleicht in entfernten Zeitaltern die hohen zusammenhangenden Ebenen gewesen, die nun durch eine lange Reihe von Veränderungen und Zerrüttungen, Gipfel von Bergen geworden sind. Lord Hervey der erst neulich die Gegenden von Belluna besucht hatte, wo der Lauf der Flüsse oft von Bergstürzen unterbrochen wird, erkannte in den Abhängen der Berge Roziak, Gnat und

Dinara Spuhren von Ruinen, die deutlich zeigen, daß die Unterbrechungen ihrer Schichten, durch grosse und plötzliche Einstürze, und vielleicht durch eine Reihe von Einstürzen verursachet worden. Diese gegründete Muthmassung trieb uns an die Höhlen zu durchsuchen, die zwischen beyden oberwähnten Seen in das Innere des Berges hineindringen. Ungeacht ihrer Rauhigkeit und Dunkelheit sind einige derselben vormals von Menschen bewohnt gewesen; man findet noch Ueberbleibsel von grobem Mauerwerk, das zu Befestigung dieser Höhlen und zu Verengerung des Eingangs aufgeführt worden. Allerdings müssen Leute, die in so abscheulichen Löchern wohnen konnten, eine eiserne und für alle Mühseligkeiten abgehärtete Natur besessen haben. Ich kroch zu wiederholten malen hinein, um den inneren Bau dieser Kalkberge zu untersuchen. Zwischen den eingestürzten Felsmassen befinden sich enge Klüfte und Löcher, durch die man oft weit auf allen vieren hinauf kriechen muß, ohne sich aufrichten zu können. In einem dieser Löcher, nahe bey dem äusseren Eingang, ist so wohl der Boden als das Dach voll harter und spitziger Stalacktiten: weiter hinauf ist der Marmor am Boden so glatt, daß ich verschiedene mal rückwärts ausglitschte. Aus diesen engen Gängen kommt man in geräumigere Stellen, die aber gleich gräßlich sind, und die da wo sie

am breitesten sind, durch die Schwärze der berußten Wände noch gräßlicher werden. Die Barbaren, die vormals diese Klüfte bewohnten, musten oft Gefahr laufen den Hals zu brechen oder im Dampf und Rauch zu ersticken, den die angezündeten Späne verursachten, mit denen sie ihre scheuslichen Wohnungen beleuchteten.

Sie wissen wie dienlich es seyn kan, um sich richtige Begriffe von dem inneren Bau desjenigen Theils unserer Erdkugel, der gleich unter der Oberfläche liegt, zu machen, die Höhlen der Berge zu durchkriechen, so mühsam und beschwerlich auch die Arbeit ist. Dort kan man die Natur auf der That ergreifen, und reiche Materialien zu richtigern Theorien einsammeln. Bis hieher bin ich zwar nicht sehr glücklich gewesen. Alle natürlichen Höhlen der Kalkberge, in die ich hineingekrochen, waren einander ähnlich. Doch gelingt es mir vielleicht noch mit der Zeit, in Bergen die von Menschenhänden nicht durchwühlt worden, Dinge zu finden, die von der gewohnten Einförmigkeit abgehen. Wie viel schöne Lehren über die chymischen Processe der Natur muß man nicht in ihren finstern Höhlen aufgezeichnet finden. Wenn ich Lehrgebäude und Klaßificationen der berühmtesten Oryctologen untersuche, und die Foßilien mit den Beschreibungen vergleiche, die sie von ihrer Entste-

hungsart gegeben haben, so kommt es mir vor, daß die Natur bis hieher auch von ihren vornehmsten Auslegern schlecht verstanden worden. Ich darf derowegen dreist behaupten, daß die unterirrdische Naturgeschichte noch vieler Bearbeitung und Beobachtungen uneingenommener Leute bedarf, um zu einigem Grad der Vollkommenheit zu gelangen.

Die unterirrdische Reise, die wir durch die gröste Höhle der Quellen der Cettina angestellt, verdient allerdings unter diejenigen gezählt zu werden, die dem Liebhaber der physischen Erdbeschreibung Vergnügen verschaffen können. Sie lieferte uns mehrere Seltenheiten als andere Reisen in die Eingeweyde der Kalkgebirge. Bey dem Eingang konnten wir aufrecht fortkommen, aber nicht weit; wir wurden bald gezwungen uns zu krümmen, und hernach gar auf dem Bauch durch einen engen rauhen und schlammichten Weg zu kriechen, bey dem manchem Neugierigen die Lust weiters zu gehen vergangen wäre. Die Tropfsteinarbeiten, die man hier häufig antrift, sind so verschieden und mannichfaltig als es die Enge des Orts immer erlaubt, freylich aber nicht so prächtig als in der Baumannshöhle oder in der zu Antiparus. Das seltenste Naturspiel, das man hier sieht, sind Becken in Gestalt grosser dachziegelförmig über einander gelegter Muscheln (conche imbricate;) eines dieser

Becken bestuhnd aus Muscheln, die über einen halben Fuß breit und sehr wohl ausgebildet waren. Diese Muscheln liegen nicht auf dem Boden, sondern laufen von dem Mittelpunkt des Beckens gekrümmt noch aussen zu. Das Becken ist nicht über vier Zoll dick, es kan aber viel Wasser halten, da es über zwey und einen halben Fuß lang ist. Die Kunst könnte kein schöneres Stück zur Auszierung eines Springbrunnens oder einer Grotte verfertigen. Ich meine die Kunst die die Natur nachahmen nicht verschönern wollte. Eben das Wasser, das aus einer Höhe von ungefehr zwey Fuß herunter treufelt, und das grosse Becken so künstlich ausgearbeitet, erzeugt auch Modelle von wohl angelegten Festungen, die in der Mitte leer und mit kleinen Bastionen und Mauren von der Höhe von drey oder vier Zöllen umgeben sind. Glauben Sie nicht daß meine Einbildungskraft diesen Spielen eine Vollkommenheit beymesse, die sie nicht besitzen; die Natur hat sie würklich so meistermäßig gebildet, daß sie eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Sie hat noch mehr Fleiß und Genauigkeit dabey angewendet als in Bearbeitung der Pietra matematica, die man ohnweit Bologna im Berg Martignone findet. Wir fanden ebenfalls in dieser Höhle kleine Teiche, auf deren Oberfläche eine Menge ganz weisser kalkspathiger salinischer Blättchen schwammen, die nach

Verlauf einiger Zeit zu Boden fielen, an deren Platz andere neue salinische Blättchen wieder entstunden; eine Erscheinung, * die ich einigemal in den grossen unterirrdischen Gruben di Costoggia im Vicentinischen gesehen hatte. Hie und da stehen unmittelbar unter den Tropfrinnen die am meisten mit alabastritartigen Theilen (parti pseudo alabastrine) versehen sind, viele weisse und glänzende Stöcke (torsi) die dem ersten Anblick nach wie Spargel aus der Erde hervor zu wachsen scheinen. Ihre glänzende Weisse läßt sich besser mit Schnee als mit Zucker vergleichen. Wir liessen uns aber durch diese anscheinende Vegetation, die den berühmten Tournefort und noch neulich den gelehrten Verfasser der Storia naturale del Pesarese verführte, nicht betriegen. Der französische Naturforscher war kein so grosser Kenner der Lithologie als der Botanick, und deßwegen kan man es ihm nicht zur Last legen, dem blossen Anschein Glauben beygemessen zu haben; unser Landsmann ist aber noch mehr zu entschuldigen. Er wurde

---

* S. Arduini Lettere Orittografiche im VIten B. der Nouva Raccolta d'Opuscoli, ein periodisches Werk, das zu Venedig herauskommt. Diese Briefe und einige andere Auffätze italiänischer Gelehrten über die Naturgeschichte des Steinreichs, verdienten allgemeiner bekannt und gemeinnütziger gemacht zu werden.

von Beobachtern betrogen, die minder scharfsichtig waren als er, und bauete Schlüsse auf Facta die nicht zuverläßig bewiesen waren. Er ist weit von dem Vorurtheil der Schulen entfernt, die aus einer allzuweit getriebenen Ehrfurcht für die Aussprüche des guten alten **Plinius** den Steinen das Vermögen zu wachsen beymessen. Unter allen Marmorarten schien ihm diese Gattung von stalacktitischem Alabaster die einzige, der diese Eigenschaft zukäme; allen andern spricht er selbst ausdrücklich diese Eigenschaft ab. Das Loch, das durch die Mitte der Säulen und Stöcke hindurch geht, die auf dem Boden dieser Höhlen stehen; die Versicherung die man ihm gegeben hatte, daß kein Wasser aus dem Gewölb dieser Grotten sintert; und einige andere unrichtige Beobachtungen dieser Art mehr, bewogen ihn, doch mit der grösten Bescheidenheit, die Entstehungsart dieser isolirten Stöcke zu erklären. Ich habe die sinnreichen Muthmassungen dieses geschickten Naturforschers, den ich liebe und verehre, mit Vergnügen gelesen; allein meine eignen Bemerkungen die denen widersprechen, die ihm mitgetheilt worden, erlauben mir nicht gleicher Meinung zu seyn. Der länglichte Kanal findet sich sowohl in den Stöcken, die aus dem Fußboden entstehen, als in den stalacktitischen Zapfen, die vom Gewölb herunter hangen, und deren Ursprung man deutlich siehet. Wenn das

Wasser dazumal nicht herunter tröpfelte, als die Korrespondenten des gelehrten Verfassers ihre Beobachtungen in unterirrdischen Grotten anstellten, so geschah das ohne Zweifel bey trocknem Wetter; in der Regenzeit würde es zuverläßig begegnet seyn. Am Ponte di Rialto zu Venedig und am Vordertheil der Jesuiterkirche hangen ebenfalls Zapfen, längst welchen das Wasser herunterfließt, und sie nach dem Regen vergrössert.

Die häufigen augenscheinlichen Verrückungen und Ruinen alter Schichten bald von weichem Gestein, bald von Marmor die man in dieser Tiefe antrift, überzeugten uns je länger je mehr, daß ihre Grundlage von einem unterirrdischen Fluß durchfressen worden. Nach einem langen Marsch kamen wir an eine natürliche Steinbrücke, unter welcher die Tagwasser der benachbarten Berge durchflossen, die sich zwischen den Schichten durch einen weiten unterirrdischen Kanal ausgegraben hatten. Hier wollte Lord Hervey ausruhen, und sandte mit einer nicht gemeinen Unerschrockenheit den Morlacken seinen Führer fort um neuen Vorrath von Fichtenspänen zu holen, in dessen er in dieser dicken Finsterniß allein zurück blieb. Diese Brücke hat zehen bis zwölf Fuß in der Länge und ungefehr so viel in der Höhe. Sie scheint wie ein Modell des Ponte di Veja, die Signor Betti

und ich beschrieben haben, und dient zum Beweis, daß mein edler Freund, der gelehrte Meßkünstler, Herr Brigadier Lorgna am besten die Art erklärt, wie vermittelst ausfressender Wasser solche natürliche Architecturarbeit kan verfertiget werden. Von Trümmern zu Trümmern springend, gelangten wir an die unterirrdische Brücke und trafen hier unsern Freund sitzend an. Kein Bischof der alten Kirchen ist iemals in schwärzere und gräßlichere Katacomben gestiegen, als diejenigen gewesen, die der Bischof von Derry, der erste unter uns allen besuchet. Der Ort, wo er uns erwartete, ist ein wahrer Zug aus Dantes-Hölle und sehr schicklich für jemand, der Joungs Nächte hier überdenken, und sie noch schwärzer und melancolischer machen wollte.

Wir waren noch nicht gänzlich mit der Entdeckung des Betts zufrieden, in dem sich die Regenwasser sammelten, und unter der marmornen Brücke durchflossen. Wir bedaurten daß dadurch blos die Vermuthung eines unterirrdischen Flusses eine grössere Wahrscheinlichkeit erlanget, und wir nicht vielmehr den wahren und perennirenden Fluß selbst gefunden hätten. Die Seiten der Brücke waren so hoch und jäh, daß es fast unmöglich schien weiters zu kommen. Allein diese Schwierigkeit konnte uns nicht aufhalten. Wir liessen uns

einer nach dem anderen längst dem Felsen hinunter, dessen Herausragen das Hinabsteigen noch beschwehrlicher machte, und sahen uns im Stand unsere Reise weiter fortzusetzen. Der Marmor, auf dem wir stuhnden, ist vollkommen von der gleichen Gebürgsart, die die Grundlage von Liburnien und der anliegenden Inseln ausmacht, und die ich in meinen Beobachtungen über die Inseln Cherso und Osero abzeichnen lassen. * Die röhrigten in Kalkspath verwandelten Ostreomorphiten widerstehn hier wie am Ufer des Meers dem Ausfressen des Wassers, besser als die Steinmaterie, die sie zusammen kittet, und ragen deswegen vor die Oberfläche derselben heraus. Wir giengen etwas weiter über den Rücken einer niederschiessenden Schichte, in welcher wir einige kleine Teiche und Pfützen antrafen. Es ist klar daß diese durch den gewaltigen Druck des Wassers von oben entstanden, das keinen Ausgang fand, und zur Zeit des Schneeschmelzens die Wände der Höhle zerriß, um sich einen Durchbruch zu verschaffen. Wir schlossen aus diesen Löchern, wir stühnden auf einem Gewölbe, unter dem alles mit Wasser angefüllt wäre. Die Dicke des marmornen Randes in

* Saggio d'Osservazioni su l'Isola di Cherso ed Osero. Venet. 1771. Fig. 1. p. 106.

in diesem Schlund war nicht über zwey Fuß, welches auch an den Ufern des Meerbusens di Quarnaro, die gewöhnliche Grösse der Schichten dieser Gebürgsart ist. Wir warfen einige Stücke von weissen Steinen in die kleinen äusserst klaren Seen; nach Verlauf von ungefähr einer Minute verlohren wir sie aus dem Gesicht, noch ehe sie zu Boden gesunken waren. Das Wasser scheint fast stockend, da sein Lauf nothwendiger Weise durch die Unebenheiten und Krümmungen der Oerter, zwischen denen es durchfließt, aufgehalten wird. Einige Stücke Karten, die wir auf das Wasser legten, und die sich langsam nach der Richtung desselben, in diesen ringsum eingeschlossenen Seen fort bewegten, gaben uns hierüber die begehrte Aufklärung. Ich hofte in diesen unterirrdischen Gegenden Fische anzutreffen, ich fand aber keine, entweder weil keine da waren, oder weil unsere Fackeln und das Geräusch, das wir verursachten, sie erschreckt und bewogen hatten sich tiefer hinein zu flüchten.

Nachdem wir aus diesen Höhlen zurückgekommen, die wir mit grossem Vergnügen zu zwey verschiedenen malen besucht hatten, warf ich noch einen Blick auf die hohen Berge, die jetzt die Cettina auf beyden Seiten einschliessen, und über deren Gipfel unstreitig in älteren Jahrhunderten

ein Fluß wegfloß; aller Wahrscheinlichkeit nach eben derjenige, der jetzt theils unter der Erde, theils zu Tag durch einen neuen Weg nach dem Meer lauft, und der die mächtigen Lagen von gerollten Steinen (Sassi fluitati) verlassen, in denen er sich vormals ein Bett ausgegraben hatte.

Die Einwohner, der an der Cettina liegenden Gegenden, die ehemals unter türkischer Bottmässigkeit stuhnden, und die die beste Gelegenheit hatten das Wachsthum des Flusses zu untersuchen, bemerkten, daß dasselbe eine beständige Uebereinkunst mit dem Steigen des **Lago di Busco-Blato** hätte, der jenseits der Gebirge zwanzig starke Meilen weit von den Quellen bey Jarebiza liegt. Sie schlossen daraus, daß zwischen **Busco-Blato** und dem Fluß eine unterirrdische Gemeinschaft seyn müste; weder die Entfernung noch die Höhe der dazwischen liegenden Berge schien ihnen dieser vernünftigen Muthmassung zu widersprechen. Dieser See ist so fischreich, daß sich die Schweine nach dem Fallen des Wassers davon ernähren, und von dieser Speise ausserordentlich fett werden. Die Morlacken, die am Ufer von **Busco-Blato** wohnen, machen sich die Menge und Fettigkeit der Fische zu nutz, um Oehl daraus zu ziehen. Sie rösten die Fische in Pfannen; das Fett das herausfließt, seihen sie durch und heben es in Krü-

gen zu ihrem häuslichen Gebrauch auf. Mir ist unbekannt ob das Steigen und Fallen von Busco-Blato eben so regelmäßig periodisch sey, wie dasjenige des berühmten zirknizer Sees: gewiß aber ist, daß er eine Periode hält, auf die sich die benachbarten Einwohner verlassen.

§. III.

Morlackische Mahlzeit auf einem Todtenacker.

Unser Mittagessen war nicht weit von da zugerüstet. Der Ort der dazu bestimmt war, ist ein alter Todtenacker, der neben den Ruinen einer Kirche steht, die der Auffarth geheiliget war. Zwischen den Gräbern sind viele Bäume gepflanzt, die einen angenehmen Schatten verbreiten. Die Steine unter denen die Gebeine der tapferen Alten ruhen, sind sowohl wegen ihrer Menge als ihrer Grösse merkwürdig. Die Waffen, die man oft an diesem Ort findet, beweisen daß es Krieger gewesen. Unter diesen Bäumen liegen über zweyhundert schwere Blöcke, jeder aus einem einzigen Stück Marmor, die mit Recht Grabmähler von Riesen könnten genennet werden. Einige derselben sind acht und einen halben Fuß lang, vier und einen halben breit und eben so hoch. Der Berg

Staatliche Bibliothek Bamberg

ist so weit davon entfernt, daß die ehmaligen Bewohner dieser Gegenden dieselben unmöglich ohne wohl eingerichtete Maschinen hätten bis hieher schleppen können. Die meisten von diesen ungeheuren Massen haben die Gestalt eines länglichten Würfels, und sind ziemlich sauber bearbeitet; andere sind mehr nach gothischem Geschmack und gekünstelter; auf keinen findet man Inschriften; aber auf den meisten Blumenkränze (stem̃i) in halberhobener Arbeit.

Die Mahlzeit war auf Unkosten des Morlacken Vukovich zugerichtet, mit allem möglichen Ueberfluß von Speisen. Dieser wackere Mann verstuhnd kein Wort italiänisch, aber im höchsten Grad die Gesetze der Gastfreygebigkeit. Ein Grabstein diente uns zum Tisch; allein noch sonderbarere Tische waren vor uns aufgestellet, auf denen zwey gebratene Lämmer lagen. Dieses waren platte ungesäurte Kuchen, die zugleich als Schüsseln und als Brod dienen sollten. Wir assen von verschiedenen Speisen mit grosser Begierde; andere aber die gerade das feinste und leckerhafteste der morlackischen Küche ausmachten, konnten wir nicht anrühren. Die Kuchen wurden verzehret und schmeckten uns furtreflich. Mylord wandte sich darauf gegen mich und rief sehr schicklich aus: Heus, etiam mensas consumpsimus! . . . . . .

Staatliche Bibliothek Bamberg

Die morlackische Kost hat viel ähnliches mit der tartarischen, so wie beyde Nationen überhaupt ziemlich mit einander übereinstimmen. Für jemand, der an die französische oder italiänische Küche gewohnt ist, würde sie wenig Reitz haben. Das Tischtuch besteht aus einer wollenen Decke; Handtücher gebrauchen sie selten; wenn sie aber welche haben; so sind sie von eben diesem Zeug. Die Speisen zerschneiden sie mit dem langen und schweren Messer, das jeder Morlacke am Gürtel trägt; Gabeln gebrauchen sie selten; aufs höchste hat der Herr des Hauses eine. Mit hölzernen Löffeln sind sie reichlich versehen. Trinkgeschirre haben sie nicht, sondern lassen ein grosses hölzernes Gefäß, Bukkára genannt, das sie mit Wein und Wasser füllen, rings um den Tisch von einem zum anderen gehen, bis es leer ist. Freylich geht das nicht immer am reinlichsten zu; darum bekümmern sie sich aber auch nicht im geringsten.

Einer von den Gästen, der durstiger war als die übrigen, zog seine Mütze ab, und trank aus derselben. Das ganze Tischgeschirr dieser guten Leute bestuhnd aus zwey oder drey hölzernen Näpfen, in denen sie verschiedene Gattungen von Milchspeisen auftrugen. Mein Reisegefährte und ich, ein morlackischer Beamte, **Vukovich**, unser Führer, langten alle ohne Unterschied zu gleicher

Zeit mit den Löffeln hinein. Mylord war so vergnügt, als wenn er an der prächtigsten Tafel gesessen hätte.

Ihre Art Hammel und Lämmer zu braten ist sehr einfach. Wenn sie dem Thier das Fell ausgezogen und die Eingeweide herausgenommen haben, so stecken sie dasselbe ganz an einen hölzernen Spieß, zünden ein grosses Feuer neben bey an, und braten es zuerst von der einen hernach von der anderen Seite, bis es völlig gaar ist. Das vornehmste Gewürz aller ihrer Brühen ist Knoblauch, sie machen auch Kuchen von Milch und Mehl, in die ebenfalls Knoblauch hineinkommt, und die äusserst widrig sind. In der Folge gewöhnte ich mich aber so gut an die morlackische Kost, daß ich öfters mit gutem Apetit saure Milch, Knoblauch und Zwiebeln (Scalogne) mit Gerstenbrod aß, welches ihre gewöhnliche Speise ist. In der umliegenden Gegend findet man Ueberbleibsel gänzlich zerstöhrter Wohnungen, die scheinen zu irgend einer römischen Niederlassung gehört zu haben.

§. IV.

Ebene von Pascopoglie; Salzquelle; Isola d'Otok. Ruinen der Colonia Equensis.

Die Cettina, die durch den Zusammenfluß der verschiedenen Quellen von Jarebiza vergrößert wird, fliesset durch die Ebene von Pascopoglie, die im Herbst, wenn es stark regnet, oft überschwemmt wird, weil der Fluß nirgends eingefaßt ist, und sein Lauf an verschiedenen Orten durch Mühlwerke, durch kleine Inseln, und durch den Schlamm, der sich in seinem Bett anhäuft, gehemmt wird. Aus diesen und anderen Gründen, die sich unglücklicher Weise mit einander vereinigen, liegt die Ebene von Pascopoglie und überhaupt alle die schönen und fetten Thäler der Morlachey unbebauet. Hier verliessen wir die Cettina, näherten uns aber derselben wieder bey dem Uebergang von Han (passo di Han) wo sich nahe bey dem Fluß eine Salzquelle befindet, die die Einwohner Zlane-ſtine (gesalzne Steine) nennen. Da wir damals von dieser Quelle nichts wusten, giengen wir nahe bey derselben vorbey ohne sie zu sehen, und setzten unsre Reise bis nach Otok fort, einer kleinen Insel mitten im Fluß, die in dieser Ge-

gend durch die Niederlagen einiger morlackischen Familien berühmt geworden, die sich im letzten Krieg dahin geflüchtet, und einige Zeit lang tapfer vertheidiget hatten. Die verschiedenen Arme der Cettina sind hier sehr sehr tief, und überschwemmen eine weit grössere Menge Landes, als sie thun würden, wenn der Fluß von seinem Ursprung weg durch Dämme eingefaßt, und zwischen den Bergen bey Trigl durchgeführt würde, und dadurch einen stärkeren Fall erhielte, wie es bis zu dem Fuß des kleinen Felsens von Duare geschieht, von da er durch ein geräumigeres Bett unter Almissa in das Meer fällt.

Allem Anschein nach war dieser Fluß in älteren Zeiten nicht so gänzlich verabsäumet und sich selbst überlassen, denn nahe bey dem passo di Han lag die Municipalstadt Aequum. Die Stadt stuhnd auf einem niedrigen aber ziemlich ausgedehnten Hügel, der die schönen Ebenen der Cettina bestreicht. Ueber der Erde findet man keine Ueberbleibsel römischer Gebäude mehr; allein die Einwohner von Scign die oft an diesem Ort Quadersteine ausgraben, bringen oft schöne Stücke von Gesimsen, Karniesen oder andere Dinge im feinsten Geschmack verarbeitet herwor. Wir sahen Ueberreste einer Inscription in grossen Buchstaben auf einen würfelförmigen Stein: allein die meisten

Buchstaben waren durch das Alter ausgefressen und unkennbar. Unter dem mit Gras überwachsenen Schutt, hatten die Morlacken neulich ein schönes Denkmaal dieser zerstörten Stadt hervorgezogen, auf dem noch der Namen derselben stuhnd. Die Arbeitsleute hatten aus Unwissenheit es entzwey geschlagen, um es mit desto leichter Mühe nach Scign zu bringen; daher fehlte von drey Bruchstücken gerade dasjenige, auf dem der Name dessen stuhnd, dem zu Ehren das Denkmal war errichtet worden.

An der Seite des Hügels stuhnd ein Amphitheater, das aber wie aus den Ruinen erhellet, nicht von grossem Umfang war. Man sieht noch die Kanäle, die Wasser in dasselbe führten, im lebendigen Gestein eingegraben. Es scheint die Einwohner haben den Ort, den sie zu diesem Gebäude bestimmten, zuvor eben gemacht, ehe sie die Kanäle ausgruben, denn diese sind mit Meisseln im Gestein eingehauen, aus dem der kleine Hügel besteht, hernach mit Marmorplatten bedeckt worden, und laufen unter den Ruinen durch. Man kan ohne grosse Schwierigkeit in dieselben hineinkriechen, die Oefnung der grösseren hält zwey Fuß, des kleineren über einen Fuß. Das Gestein ist sehr weich und gleichsam mehlicht, es hat einige Aehnlichkeit mit der weicheren Gattung des pietra

scissile di Bolca; es enthält keine Ueberbleibsel von Seethieren, aber Blätter von Seegras, oder doch etwas das dem Seegras sehr ähnlich ist. Diese Steinart verträgt die Kälte nicht, und blättert sich nach dem Regen an der Sonnenhitze ab; daher ist die Inschrift unlesbar geworden, die dem Wetter ausgesetzt war. P. **Coronelli** nennt diesen Ort **Nojac**, und meldet er sey 1685. vom Generalen **Valiero** den Türken abgenommen worden. **Lucio** in seinen Nachrichten von Trau, heißt ihn **Chgliucich**. Der Kronickschreiber von Ragusa, **Luccari** behauptet, die Colonia æquensis seye ungefehr sechs Meilen weit von dem alten Epidaurus gestanden, an einem Ort der heut zu Tag **Cognitz** heißt. Hätte er die alten Geographen besser zu Rath gezogen, so hätte er leicht seines Irrthums überzeugt werden können. **Cognitz** hätte die Stelle von Equilium vertretten können, wenn in diesen Gegenden ein Ort dieses Namens gestanden wäre. **Cogn** heißt auf sclavonisch Equus, Pferd; das hat aber mit Aequum, Billigkeit, nicht die geringste Analogie. Von Aequum gegen **Scign** zu, findet man eine Menge reitzender Anhöhen, die mit grossen Bäumen angepflanzt sind, neben denen die Morlacken ihre Hütten zu errichten pflegen. Die Grundlage dieser Hügel besteht aus einer aschfarbigen Thonerde mit eingebetteten Muscheln.

§. V.

Vulkanische Hügel und Seen von Krin. Gips von Scign.

Wir hielten uns zu Krin auf, allwo uns der arme Bewohner einer Hütte, die eine reitzendere Lage hatte als viele Palläste grosser Herren, mit Honigseim bewirthete. Er hatte sich nicht die geringste Mühe gegeben, sich wider die Wuth der Bienen zu beschützen, und dennoch wurde er von keiner einzigen gestochen, obschon er den Stock mit vieler Langsamkeit durchsuchte. Der Honig, den er uns vorsetzte, ware über alle maassen fürtreflich. Indem wir unter dem Schatten der Bäume davon assen, brachte sein ältestes Mädchen einem jeden von uns einen Strauß von wohlriechenden Kräutern. Schwerlich kan man gegen solche Züge einer ungekünstelten und bäurischen Hospitalität fühllos seyn. Der Gipfel des Hügels von Krin besteht aus gleichen Gestein, wie der von Æquum; der Fuß scheint vulkanisch zu seyn; daher findet man zwischen diesem Hügel und den angränzenden Seen gleichen Namens eine Gattung Bimsstein, und eine durch das Feuer erhärtete eisenschüßige Erde. Diese kleinen Seen enthalten wenige Arten von Fischen; eine derselben soll nach dem Vorgeben der Einwohner haarigt seyn. Ei-

ner unter ihnen beschrieb mir diese Gattung ganz im Ernst, und fügte hinzu, man könnte sehr selten einige derselben fangen ohne das Wasser zu vergiften, weil sie sich bloß auf dem Grund aufhalten. Ich hätte aber den haarigten Fisch selbst sehen müssen, um dieser sonderbaren Erzählung Glauben beyzumessen. Die beyden Seen sind durch eine kleine Erdenge von einander getrennet, unter welcher hindurch sie eine Gemeinschaft unterhalten; der Boden der Erdenge zittert unter den Füssen, wenn man darüber geht. In der Wiese **di Margude** in welcher diese Seen liegen, entstehen nicht selten neue durch die plötzliche Versinkung des Bodens. Dieser Zufall hatte sich unlängst vor den Augen des Morlacken **Bilonoski** eräugnet. Der Boden versank auf einmal in einem Umkreis von fünf und dreyßig Schritt, und die Grube füllte sich mit schlammigten Wasser an. Diese plötzlichen Versinkungen in den tiefen Gründen von Scign, erinnerten uns an die moosigten Gründe (Cuore) del Polesine, del Dogade, del Bolognese und andere sumpfichten Gegenden, die auf Wasser stehen und mit Recht schwimmende Inseln können genennt werden. Der gelehrte Kanonikus von Rovigo, **Girolamo Silvestri**, hat über die Entstehungsart derselben, eine lesenswürdige Abhandlung geschrieben, die im Giornale d'Italia 1771. 21. Dec. eingerückt ist. Die Be-

schaffenheit des Bodens von Krin und Margude kommt mit demjenigen delle Cuore in Italien überein, und besteht aus verwickelten Wurzeln von Moospflanzen; wenn der Pflug sie zerschneidet, so bricht das Wasser alsobald durch. In dem neu entstandenen See fanden wir keine Fische; seine Tiefe schien nicht beträchtlich zu seyn. Seine senkrechten Ufer bewiesen, daß der Einsturz erst vor kurzem geschehen seyn.

Die Wiese von Margude ist mit kleinen Hügeln umringt, die alle mehr oder minder besonders gegen die Wurzel zu vulkanisch sind; daß selbst die tiefer einwärts liegenden Hügel gleicher Art seyen, beweiset der Bach Caracasiza, der schwarze, eisenschüßige Lava, und andere theils graue theils röthlichte Steine vulkanischen Ursprungs mit sich führet. Das elende Dorf Caracasiza ist fast ganz von Zigeunern bewohnt, einem herumschweifenden, und wie jedermann weiß, schelmischen Volk. In der venezianischen Morlachey giebt es dennoch viele zigeunerische Haushaltungen, die sich ganz friedlich mit der Landarbeit, und mit Verfertigung eiserner Werkzeuge beschäftigen. Einige Zigeuner treiben ein Gewerbe mit Gaucklerspielen; sie sind auch den angränzenden Türken sehr verhaßt, weil sie dieselben durch ihre listigen Ränke oft betriegen. Die Zi-

geunersprache ist von dem in Bosnien und Dalmatien üblichen Illyrischen verschieden; wahrscheinlich hat sie einige Aehnlichkeit mit dem armenianischen und mingrelischen, da dieses Volk größtentheils aus diesen Ländern nach Europa und vorzüglich nach Böhmen gekommen. Wenn man über den Bach Caracasiza hinüber ist, der unter Aequum in die Cettina fällt, und das Dorf verläßt, von dem er seinen Namen hat, so kommt man zu einem Gipsfelsen, der zur linken des Wegs nach Scign steht. Dieser Gips ist weit besser als der della Marca, der zu Venedig gebraucht wird. Freylich würde er etwas höher zu stehen kommen, indessen däucht mich, würde dieses Geld vortheilhafter und nützlicher in Dalmatien verwendet werden, als dasjenige, das zu gleichem Endzweck in den Kirchenstaat verschickt wird.

§. VI.

Festung Scign und umliegende Gegend.

Die Festung Scign, wo im letzten Krieg ein Haufen von etlich hundert Morlacken zur Brustwehr gegen dreyßigtausend Türken diente, ist nie kein Meisterstück militarischer Baukunst gewesen. Einige behaupten an eben diesem Ort sey vor Alters Aleta gestanden. Man findet eine einzige

gut erhaltene Inschrift in griechischem Marmor, die schon vorlängst in die Mauer eines Gebäudes eingefaßt worden. Sie kan aber so wie verschiedene andere aus den Ruinen von Aequum, die nur fünf kleine Meilen davon entfernt sind, hergebracht worden seyn. Anders verhält es sich aber mit einer anderen Inschrift und einigen beschädigten Bas-reliefs, die man ohnweit Scign, an einem Ort le Fontane genannt, siehet, wo zuweilen Alterthümer ausgegraben werden. Die Lage ist an sich fürtreflich; und wird von den Römern nicht übergangen worden seyn, die sich immer in den angenehmsten Gegenden ihrer Eroberungen nieder liessen. Die Türken haben hier einen steilen Fels auf ihre Manier befestiget, das ist ohne einige kunstmäßige Anordnung noch Rücksicht auf den Gebrauch des groben Geschützes. Ihre Festungswerke sind fast ganz zerfallen, ob schon Büsching diesen Ort als sehr gut befestiget ausgiebt. Zu Scign residirt eine Nobile di Venezia mit dem Titel eines **Proveditore**; es sind auch Quartiere für die Kavallerie da, deren Beschäftigung ist, den aus der Türkey kommenden Karavanen, die nach Spalatro gehn, zur Bedeckung zu dienen.

Der Hügel von Scign besteht aus Breccia, deren Lage so unordentlich sind, daß man viel eher Trümmer von Schichten, als Schichten selbst zu

sehen glaubt. Er liegt im Grund der Ebene, die bis an die Cettina geht, und wird oft bey Austretungen des Flusses mit Wasser umflossen. Unter dem Flecken lauft die Ebene enge zu, von Gebirgen umgeben die mit Cucuzu Clanaz zusammen hangen. Am Fusse dieser Berge laufen Schichten von blaulichtem Thon zu Tage aus, in denen verschiedene Gattungen von Seekörper eingebettet sind; und auf diesem Thon liegen grosse Massen von eingestürzter kalkartiger Breccia.

Die schöne und weite Ebene der Cettina oder von Scign ist wie schon gemeldet worden, dem Austreten des Flusses unterworfen, der sie begränzt und am Fuß der Hügel von Rude und Trigl vorbeyfließt. Das Wasser des Bachs Sutina, der sich hier in einen Sumpf verliert, macht sie ungesund, und gab vielleicht den Geographen Anlaß, einen See an diesen Ort zu setzen. Die verschiedene Bäche und Bergströhme die ohne Ordnung noch Einfassung von dieser Seite hinunter fliessen und ihrem Schlam mit der Cettina vereinigen, verursachen allerdings stockende Wasser, die aber weder an Ausdehnuug noch an Dauer beträchtlich sind. Das Wasser, das den grösten Schaden anrichtet, ist das von Rude, das sich rings um Trigl ausbreitet, in welcher Gegend noch viele Ueberbleibsel römischer Denkmäler gefunden

funden werden, und wo vielleicht vormals Tilurium stuhnd. Der enge Raum in welchen dieser Fluß gedrängt wird, der um sich in das Meer zu ergiessen, den grossen Berg durchbricht, welcher die Grafschaft Cettina davon absondert, ist vielleicht eine der grösten Ursachen seines gehinderten Laufs und seines Austrettens. Es wäre von der grösten Wichtigkeit einem Uebel abzuhelfen, das diese schöne Provinz unfruchtbar und ungesund macht, und dieses würde ohne Zweifel geschehen, wenn das Hauptbett gedämmet, der Fluß sich durch verschiedene Arme in die Ebene auszubreiten gehindert, und die Wasser, die sich in denselben ergiessen, ordentlicher geleitet würden. Die Morlacken des Districkts von Scign sehen den allgemeinen und privat Vortheil sehr wohl ein, der aus dieser Unternehmung erwachsen würde, und würden diese Arbeit willig auf sich nehmen. Dieses mäßige und starke Volk, das nur zu oft unter dem Vorwand des allgemeinen Bestens und in der That zum allgemeinen Nachtheil der Bearbeitung seines eigenthümlichen Bodens entzogen wird, würde es für das gröste Vergnügen halten, das Seinige zur Ehre und zum Nützen des Fürsten beyzutragen, den es verehret, wenn auch in Arbeiten von dieser Art die Bosheit und Habsucht einiger Particularen nicht Mittel fände, dieses Vergnügen zu verbitteren.

§. VII.

Lauf der Cettina zwischen Abgründen; Wasserfälle derselben.

Von Trigl bis nach Duare stürzt sich die Cettina von Fels zu Fels, und durchlauft einen Raum von sechszehn starken Meilen in einem Bett, das beynahe immer senkrecht in die tiefen Eingeweyde des Gebirges eingeschnitten ist. Unter Novasella kommt sie in eine Ebene, die minder wild wäre als das Uebrige, wenn das Wasser, das gänzlich seinem eignen Trieb überlassen ist, sie nicht fast allzeit überschwemmt hielte. Eine kleine Meile von dem Bergschloß Duare, einem äusserst wichtigen Posten, von dem das Schicksal der ganzen Seeküste von Almissa weg bis nach Narenta abhanget, hat die Cettina einen prächtigen Fall, den die Einwohner Velika Gubaviza heissen, um ihn von einem kleineren zu unterscheiden, der weiter unten ist. Um denselben zu besehen stieg ich in aller Frühe von Duare hinunter, wo ich die Nacht zuvor auf das freundschaftlichste von dem Kommendanten des Schlosses Signor Furiosi, einem Edelmann von Almissa war beherberget worden, dessen tapfere Voreltern vieles zur Eroberung desselben beygetragen hatten.

Um an eine Stelle zu gelangen, von der ich eine vortheilhafte Aussicht hätte, war ich gezwungen mich oft auf allen Vieren herunter zu lassen, öfters noch von einer Felsspitze auf die andere zu springen. Unmöglich kan man in den schweitzerischen Gebirgen grössere Schwierigkeiten antreffen. Dessen ungeacht sieht man dennoch die Hirten mit Wasserschläuchen beladen, aus diesen tiefen Abgründen mit erstaunender Geschicklichkeit bis auf die ebenen Gipfel der Berge hinauf klettern, um ihrem Vieh, das auf den Höhen weydet, Wasser zu bringen. Freylich begegnet zuweilen ein Unfall, aber doch nur selten. Die Geyer, die die Gegenden um den Ursprung der Cettina bewohnen, sind furchtbare Thiere, die von einem Ende der Flügel bis zum anderen bis zwölf Fuß lang sind, und junge Lämmer und zuweilen sogar Schaafe und Hirtenkinder mit sich wegführen.

Das rechte Ufer des Flusses, das sich senkrecht über mein Haupt erhob, da ich den Fall gerade im Angesicht hatte, ist ungefehr vierhundert Fuß hoch; das linke, an dem ich herunter gestiegen war, ist so jäh, daß ohne die Unebenheiten der hervorragenden Felsen, an denen man sich fest halten kan, es unmöglich wäre, unbeschädigt hinab zu kommen.

Das Bett ist an diesem Ort nicht über achtzig Fuß breit. Dieses tiefe und enge Bett, vereinigt mit dem schrecklichen Anblick vieler herüber hangender Felsmassen würde auch dem beherztesten Furcht einjagen. Das Wasser des Flusses stürzt sich aber dennoch nicht von dieser fürchterlichen Höhe herunter. Sein Fall hat eine Aehnlichkeit mit dem Fall des Velino bey Terni im Herzogthum Spoleto. Allein das Thal von Pepigne, dessen Schrecken selbst reitzend sind, gleicht nicht im geringsten den wilden und gräßlichen Schlünden unter Duare. Dort könnte sich ein schwermüthiger Mensch aufhalten, dem seine eigene Traurigkeit lieb ist; aber in den Getösvollen Abgründen der Cettina könnte nur der wohnen, dessen Antheil Verzweiflung, und dem das Licht, die Menschen und er selbst verhaßt wäre. Das Wasser fällt aus einer senkrechten Höhe, von mehr als hundert und fünfzig Fuß, mit einem tiefen und majestätischen Gebrüll herunter, das durch den Widerhall der nackten und felsigten Ufern noch verstärket wird. Viele eingestürzte Felsmassen, an denen die Fluten sich zerschlagen, hemmen den Lauf des Flusses, und machen ihn noch wilder und tobender. Der weisse Schaum erhebt sich in Wolken, die die Luft über das feuchte Thal verbreitet, das selten von den Strahlen der Sonne beschienen wird. Wenn diese Wolken gerade in

die Höhe steigen, so erwarten die Einwohner den Scirocco, der in diesem Fall niemals ausbleibt. Zwey grosse Felsen stehen wie Pfeiler zur Seite des Falles; der eine ist an das abgebrochene Ufer angelehnt, und oben mit Bäumen und Gras überwachsen; der andere ist von Marmor, nackt und isolirt. Indessen mein Reisegefährte diesen prächtigen Prospeckt (Tab. XI.) abzeichnete, beschäftigte ich mich mit Untersuchung der Steinstoffen, aus denen die schroffigten Ufer zusammen gesetzt sind. Ich fand eine merkwürdige Art Rogensteine, deren Körner durch einen harten spathartigen Kitt in Gestalt kleiner Netze zusammen gesintert sind, und eine schöne eckigte Breccia mit weissen Flecken, und mit hellrothen Streiffen durchzogen, die zu feiner Steinarbeit tüchtig wäre. Die Morlacken, die mich begleiteten, schienen mir wißbegieriger als alle diejenigen, die ich noch bisher gesehen hatte. Sie sahen meinem Zeichner mit vieler Aufmerksamkeit zu; anstatt mich mit der dummen Verachtung, die unsern Landleuten gemein ist, anzugucken, warum ich da Steine sammelte, bezeugten sie selbst einige Neugier, dieselben ebenfalls zu untersuchen. Es schmeichelte meiner Eigenliebe nicht wenig, da ich sah, wie diese zu solchen Strapatzen gebohrne und abgehärtete Leute, sich über die Fertigkeit verwunderten, mit welcher ich herum kletterte, und von einem Felsen zum andern sprang.

Ich hörte mit vielem Vergnügen einen unter ihnen mir zurufen: Gospodine, ti nissi Lanzmanin, tissi Vlàh! **Herr, du bist kein verzagter Italiäner, du bist ein Morlacke!** Ich gestehe, daß ich über diese Anrede empfindlicher war, als über alle größtentheils unaufrichtigen Lobsprüche von Leuten aus der grossen Welt. Der gute Morlacke, der mir folgte, war auch ganz ausser Athem, und redete gewiß wie ers dachte.

Etwas über eine halbe Meile von **Velika Gubaviza** fällt der Fluß wieder aus einer Höhe von ungefähr zwanzig Fuß, und erzeugt die **Mala Gubaviza** oder den kleineren Fall. Der Anblick ist nicht so prächtig als der erstere, aber malerischer. Der Fluß stürzt sich am Fuß des Berges zwischen losgerissene Felsen, hernach verbreitet er sich durch ein weites Thal, das von waldichten Hügeln umkränzt und vom Berg Duare bestrichen wird. Das Gestein dieses Berges ist nicht kalkartig, ausgenommen der Gipfel; im Hinuntersteigen längst dem Fluß, bemerkte ich eine grosse Verschiedenheit von im Meer erzeugten Erdschichten, die bald mehr bald weniger erhärtet waren, meistentheils aber ist es aschfarber Thon, ohne Sand. *

* *Argilla* (communis) humido cærulescens, ustione rufescens, LINN. p. 202.
Argilla vitrescens rudis. WALL. 16.
Argilla rudis sabulo destituta. WOLTERD. 11.

Vom Fuß des Duare läuft ein wildes Thal von Norden gegen Süden, sieben Meilen weit bis an das Ufer des Meers. Man findet in demselben noch deutliche Spuren eines ausgetrockneten Flußbettes, dessen Wasser vielleicht durch grosse Bergstürze gehemmet und gezwungen worden, einen andern Lauf zu nehmen. Wenn man die Beschaffenheit dieser eingerissenen Felswände betrachtet, so kömmt es sehr glaubwürdig vor, daß durch neue Bergstürze die Cettina leicht neue Hindernisse, und folglich einen neuen Lauf bekommen könnte.

§. VIII.

Lauf der Cettina von Duare bis zu ihrem Ausfluß.

Indem ich von Duare weg, längst dem Fluß gegen die Mündung zu, hinunter gieng, die zwölf starke Meilen westwärts von da entfernt ist, bestärkte ich mich noch mehr in der vorgefaßten Meinung, daß der gröste Theil der Gebirge von von Dalmatien, die gegen das Meer zu liegen, zwar auf dem Gipfel, aber nicht in der Mitte noch am Fuß kalkartig ist. So wie der Gipfel des Berges Duare, so sind auch die Spitzen des Ber-

ges Dinara, * der zwischen der Cettina und dem Meer stehet, kalkartig; und so wie der Fuß jenes aus mehr oder minder erhärteter Erde bestehet, so sind auch die unteren Theile dieses aus verschiedenen Lagen nicht kalkartiger Meerstoffen zusammen gesetzt. Vier kleine Meilen unter Duare sieht man neben dem Weg sehr merkwürdige Gänge (Filoni,) die, auch in der Nähe betrachtet, einer aufgeführten Mauer von Quaderstücken sehr ähnlich sehen. ** Diese Gänge sind dem Anschein nach beynahe vertikal, ihre Entstehungsart kömmt mit der Entstehungsart derjenigen überein, die man bey Spalatro siehet; sie haben nemlich ihre Erhärtung dem Wasser zu verdanken, das sich zwischen den Ritzen durchseigete.

Wenn ich Ihnen von meinen Bemerkungen längst dem Meerufer, das den äusseren Theil des

---

* Man muß diesen Berg Dinara nicht mit einem anderen gleichen Namens verwechseln, der an den Gränzen zwischen den Districkten von Knin und Seign steht. Es ist in Dalmatien etwas sehr gewöhnliches, ganz verschiedene Oerter anzutreffen, die den gleichen Namen führen.

** *Cos.* (QUADRUM) particulis glareosis margaceo argillaceis, bibula subeffervescens. LINN. p. 61. *Cos.* 4. particulis impalpabilibus, effervescens, mollis, cædua. *Quadrum.* Specim. WALL. 84.

Berges Dinara ausmacht, Nachricht geben werde, so werde ich Ihnen ein ähnliches Stück einer Schichtenanordnung beschreiben, das dort zu Tage bricht, und das ich als eine sonderbare und unterrichtende Erscheinung habe abzeichnen lassen. Im Bezirk von Slime längst dem Weg findet man in grosser Menge und in allerley Lagerstädten Hornsteine (Focaje) von allerhand Farben, und Seekörper in seltene Marmorarten eingebettet, die eine schöne Politur annehmen. Vorzüglich verdient eine Gattung Marmor (marmo aggregato) bemerkt zu werden, die aus Lenticularien, aus anderen versteinerten Seetrümmern und aus weissen eckigten Steinchen (fassolini) zusammen gesetzt ist. Unter diesen eingesteckten Linsensteinen giebt es einige, deren Kammern von aussen sichtbar sind. Wenn man über die glatte Fläche dieses Marmors geht, so entdeckt man mit blossem Aug diese Lenticularien nach allen möglichen Durchschnitten abgetheilt; und mit Vergnügen beschäftigte ich mich mit Hülfe des Vergrösserungsglases seine übrigen Bestandtheile zu untersuchen. Der Fluß, längst dessen Ufer ich meinen Weg immer fortsetzte, ist allerorten mit Tophsteinen überladen, die von Tag zu Tag zunehmen, und denselben unschiffbar machen, ungeacht der Menge seines Wassers, und des grossen Vortheils, der der Nation daraus erwachsen würde, wenn er bis nach Duare könnte

befahren werden. Die Bergen von **Pogliza** zur rechten der Cettina, wie auch die von **Slime**, **Svinischie** und **Cuccischie** sind reich an Eichbäumen, die man ohne grosse Unkosten bis an das Meer führen könnte. Sie würden weit wohlfeiler und wahrscheinlich weit brauchbarer seyn als die Eichen aus den feuchten Wäldern von Istria. Um sie die **Cettina** hinunter zu bringen, wäre weiter nichts nöthig als das Bett von den Tophsteinen zu reinigen, die sich bey allen den kleinen und häufigen Fällen des Flusses ansetzen.

Von Svinischie gegen **Miritz** hinunter trift man viele Verschiedenheiten von grauem und blaulichtem Sandstein (Cote) an, und in den, von den hohen Gebirgen herunter gestürzten Breccien eine grosse Menge kleiner eckigter Feuersteine und Trümmer von Seekörpern. Zu **Miritz** besonders am linken Ufer des Flusses stehen noch die Ueberbleibsel einer grossen natürlichen Mauer, durch die das Wasser sich mit vieler Mühe einen Gang hat durchbrechen müssen. Diese Zusammenhäufung von Felsklippen verschaft einen mahlerischen Anblick, der die einförmige Wildheit der umliegenden Gegend unterbricht. Wer weiß, zu was für alten und tiefen Eingeweyden von Bergen diese Mauer gehöret, die das Wasser zu Stein erhärtet, das in ehmaligen Jahrhunderten durch

die senkrechte Oefnung floß, und von welcher nun so sonderbare Ueberbleibsel noch zugegen sind. Die Beschaffenheit der inneren Gebirge Dalmatiens, und einiger thonartiger Berge an der Küste zeigt daß sie fast durchgehends mit Adern von Sandstein, oder Muschelsand durchdrungen sind. Die grosse Mauer von Miritz wird vor Alters von beyden Seiten von Thonlagen umgeben gewesen seyn, aus denen auch die anstossenden Berge zusammen gesetzt sind, besonders diejenigen, in welche die Mauer zur rechten und linken des Flusses hineindringt, der einen Theil derselben eingestürzt und sich einen Durchgang gebahnt hat. Der weite Umsturz, den man hier sieht, und die stolze Höhe der Felsmassen, denen ungeacht der Fluß sich einen Weg durch die Eingeweyde des Berges durchgebrochen, dessen Körper sie ausmachen, zeigen uns deutlich wie viele und beständige Veränderungen die Bergströhme auf der Oberfläche unserer Erdkugel verursachen. Dieses aber ist nicht allein der Cettina oder der Kerka eigen, sondern auch dem kleinsten Waldwasser: und geschieht nicht nur in bergichten Gegenden, sondern auch in tiefen Ebenen, deren Boden durch Ueberschwemmungen erhöhet wird, und in Gegenden die an Mündungen von Flüssen liegen, und die wie Ravenna und Adria nach dem Verlauf weniger Jahrhunderte weit vom Meer entfernt werden.

Aus der Enge von **Miritz** fließt die **Cettina** durch ein Thal in einem geräumigen Bett über Kiesel und Bänke von Tophstein. Bis eine kleine Meile untenher können die Fahrzeuge hinkommen. Vor Alters war hier eine Salzablage am Fuß der Bergfestung **Vissech**, die vor ungefähr einem Jahrhundert als unnöthig geschleiffet worden. P. **Ferlati** redet im Illyrico sacro, das vor wenig Jahren heraus gekommen, von **Vissech** als von einem sehr stark befestigten und wohl vertheydigten Ort. **Büsching** macht eine Stadt daraus. Gewiß aber ist daß weder Einwohner noch sogar Spuhren von Wohnungen mehr da sind. Von da weg bis nach dem Meer durchlauft der Fluß einen Raum von drey Meilen ohne Hinderniß, obschon er zwischen Felsen von fürchterlicher Höhe durchfließt, die in weiten Strecken seine senkrechten Ufer ausmachen. Die beständige Abwechslung der Aussichten auf der **Cettina** zwischen **Vissech** und **Almissa** ist ausserordentlich reitzend. Aus einem engen Kanal kommt man in offene Thäler, die wohl angebauet und mit weydenden Heerden besetzt sind; darauf wird man wieder zwischen Felswände eingeschlossen, die keinen Ausgang zu haben scheinen, und so gelangt man nach diesem angenehmen Wechsel, der sich öfters erneuert, unvermerkt an die Mündung nicht ohne Kränkung

dieses prächtige und reitzende Schauspiel nur so kurze Zeit genossen zu haben.

§. IX.

Landschaft Pogliza und Regierungsform derselben.

Die Fortsätze des Gebirges Mossor verlängeren sich zur rechten des Flusses, dessen gekrümten Lauf sie von dem Flecken Gardun, der Trigl gegen über liegt, bis zum Meer nachfolgen. Diese Kette von Bergen, die zwischen Klissa und Duare in die Höhe steigt und sich zwischen den Mündungen der Xarnovniza und Cettina ausbreitet, ist unter dem Namen Pogliza bekannt. Der Fluß dient den Poglizanern in einer Strecke von dreyßig Meilen zur Gränze die blos durch ein kleines Stück des Gebiets von Duare unterbrochen wird. In der ganzen Provinz Pogliza befindet sich keine einzige Stadt, noch weiß man, daß jemals eine da gewesen sey. Sie begab sich freywillig unter den Schutz der Republick, da sie sich von ihrer Abhängigkeit von der Pforte losmachte, unter welcher sie nach ihren eignen Gesetzen gestanden war. Diese kleine Republick verdient näher gekannt zu werden. Drey Klassen von Leuten machen eine Anzahl von ungefehr fünfzehn tausend Einwohnern

aus. Die erste besteht aus zwanzig Familien, die ihre Herkunft von ungarischen Edelleuten ableiten, die sich in unruhigen Zeitläufen dahin sollen geflüchtet haben. Die zweyte ist zahlreicher und rühmt sich von bosnischem Adel zu seyn. Das übrige Volk macht die letzte Klasse aus. Alle Jahre kommen die Poglizaner am S. Georgenstag auf ihren Reichstag zusammen, den sie in ihrer Sprache **Zwor** nennen. Jede Klasse schlägt in der Ebne von **Gatta** ein besonders Lager auf. Dort werden die Magistratspersonen neu erwählt oder bestätiget. Die erste Person des Staats ist der Veliki knès oder **Gran Conte** der immer aus der ersten Klasse gezogen wird. Er wird von den **kleinen Conti** oder Gouverneurs der Dorfschaften erwählt, die aus dem bosnischen Adel gezogen werden, und die die Wahlstimmen ihrer Gemeinden auf den Reichstag bringen. Indessen die **kleinen Conti** mit der Wahl des **Gran Conte** beschäftiget sind, wählt das Volk, das in verschiedene Haufen als Repräsentanten der Dörfer abgetheilt, die **kleinen Conti** auf das künftige Jahr oder bestätiget die alten, wenn sie es verdienen. Die erste Klasse schreitet zu gleicher Zeit zur Wahl eines Hauptmanns und zweyer Procuratoren. Selten lauft die Erwählung eines **Conte grande** ohne Gewaltthätigkeiten ab, weil meistentheils mehrere Partheyen sind. In diesem Fall, wenn die ge-

heime Wahl fruchtlos ist, pflegt einer der eifrigsten Anhänger die Kasse zu rauben, darinn die Privilegien des Landes verwahret sind, und die die Nation allemal dem Conte Grande aufzuheben anvertrauet. Mit diesem Schatz flüchtet sich der Dieb in das Haus desjenigen, dessen Erwählung er begünstiget. Jedes Mittglied des Raths hat das Recht ihn mit Steinen, Schießgewehr oder Dolch zu verfolgen, und viele üben dieses Recht in aller seiner Ausdehnung aus. Hat der wackere Mann seine Maasregeln gut genommen und langt er unversehrt im Haus an, so ist der Gran Conte rechtmäßig erwählt, und niemand wagt es sich dagegen zu setzen. Die Gesetze der Poglizaner und ihre Gebräuche schmecken noch nach dem barbarischen Zeitalter, in dem sie verfasset worden sind; doch giebt es auch sehr vernunftmäßige darunter. Wenn sich Streitigkeiten wegen Besitzungen eräugnen, so begiebt sich der Richter an den Ort, setzt sich an Boden auf seinen eignen ausgebreiteten Mantel nieder, und hört die Gründe beyder Partheyen an; darauf spricht er das Urtheil ehe er wieder aufsteht, und damit hat gemeiniglich der ganze Proceß ein Ende. Wird ein Poglizaner von einem Bürger aus gleicher Gemeind ermordet, so begiebt sich der Gouverneur des Dorfes mit den Vorgesetzten in das Haus des Thäters, ißt, trinkt und plündert was am besten da ist.

Nach dieser Ceremonie wird der Gran Conte dessen benachrichtiget, der ebenfalls auf Ort und Stelle kommt und das übrige noch wegnimmt. Ist der Todtschlag nicht mit sehr schweren Umständen begleitet, so wird der Thäter mit einer Strafe von vierzig Tolleri, das ist ungefehr acht Zechinen, belegt. Diese Geldbusse nennen sie karvarina, vergossenes Blut, oder Preis des Blutes. Ehmals wurde ein Todtschläger gesteiniget, heut zu Tag aber werden sie an Geld gestrafet, weil der Gran Conte seinen Urtheilsspruch der Appellation nicht aussetzen will. Doch begegnet es zuweilen, daß ein Verurtheilter auf der Stelle gesteinigt wird, um ihm nicht Zeit zu lassen, an den General Proveditor von Dalmatien zu appelliren. Die Proben mit Feuer und siedendem Wasser sind noch bey diesem Volk üblich; daher giebt es zuweilen Unschuldige, die halb gebraten und gelähmt sind. Sie gebrauchen noch eine andere Art von Marter, die den schönen Erfindungen dieser Art bey den gesitteten Völkern im geringsten nichts nachgiebt. Sie stecken den Verklagten Spåne von Tannenholz zwischen die Någel und das Fleisch hinein; und würden um nicht Neuerungen zu begehen, kein anderes Holz dazu gebrauchen, da ihnen ihre Statuten diese Gattung ausdrücklich vorschreiben.

Ungeacht

Ungeacht dieser barbarischen Gesetzverfassung sind die Poglizaner, menschenfreundlich, gastfrey, und gute Freunde, wenn sie nicht Ursach haben in die Leute mit denen sie umgehen ein Mißtrauen zu setzen. Ihre Unwissenheit macht sie scheu, daher ist es fast unmöglich einiges Licht von ihnen zu erhalten, noch alte Documente oder andere Dinge, die die Neugier eines Reisenden reitzen können zu untersuchen; sie fürchten sogleich ein Fremder, der lesen könne sey ein Schatzgräber. Die Hirten von Pogliza haben eine vorzügliche Ehrfurcht gegen S. Veit, dessen Fest sie durch Auzündung wohlriechender Hölzer vor ihren Hütten feyern. Vormals verehrten die Völker in Sclavonien den Gott Vid. Sie glauben Eis aus den Abgründen ihrer Berge zu ziehen, wo es sich das ganze Jahr durch erhält, erzeuge einen Nordwind, der alle ihre Pflanzungen zerstören würde, und daher erlauben sie keinem Menschen etwas davon wegzutragen. Gegen das Frauenzimmer sind sie ziemlich unhöflich, und reden sie nie von ihnen, ohne sich einer Art von Entschuldigung zu bedienen wie die Morlacken. Dieses mag hinlänglich seyn um von ihrer bäurischen Ungeschliffenheit einen Begriff zu geben. Die Stärke und Schönheit ihres Wuchses, ihre Mäßigkeit und ihre Gewohnheit zur Arbeit, macht aus den Poglizanern im Nothfall ein Volk von Soldaten. Sie bewohnen

ein Land, das grossen Armeen unzugänglich ist, aber sie können in forchtbarer Anzahl aus demselben herauskommen. Ein Geist der Rache trieb sie vor einigen Jahren an Almissa zu bedrohen, und in grossen Haufen aus ihren Bergen bis an das Ufer des Flusses hinunter zu kommen, man war gezwungen Artillerie zu gebrauchen, um sie zu bereden sich wieder zurück zu ziehen. Im Gebieth von Pogliza liegt ein Dorf das **Pirun Dubrava** oder der **Wald von Pirun** heißt. Vielleicht wurde vor Alters der Abgott **Perun** dort verehrt, der auf den sklavonischen Altären, auch zu Novogrod saß, ehe der Czar **Ivan Basilow** diese berühmte Stadt und die davon abhängigen Provinzen eroberte.

§. X.

Von der Stadt Almissa. Unbilliges Urtheil des P. Farlati über ihre Einwohner. Geographische Irrthümer ebendesselben.

Almissa, von den Sklavoniern Omisch genannt, ist vielleicht Onæum der alten Geographen, nicht Peguntium wie man gemeiniglich glaubt. Sie liegt am Fuß hoher Felsen auf einer ebenen

Landspitze, die von der Cettina und vom Meer bespühlt wird. **Büsching**, um ihr eine reinere Luft zu verschaffen, versetzt sie auf einen hohen Felsen, und P. Farlati sagt ausdrücklich sie sey **auf dem Berg gebauet**; mit gleicher Richtigkeit fügt er auch hinzu, sie liege **fünf Meilen weit von den Ruinen von Epetium**, da doch diese zwey Oerter dreyzehn starke Meilen von einander entfernt sind. Alterthümer von besonderem Werth findet man zwar hier keine, doch zeugen die Bruchstücke von Gefässen und Dachziegeln und einige verstümmelte Steinschriften, die unter dem Ort, **Starigrad** oder **Altstadt** genannt, gefunden werden, von der Gegenwart der Römer. Das einzige alte Denkmahl, das zu Almissa erhalten worden, ist ein kleiner Lapis dedicatorius, der in eine Mauer eingefaßt ist. Diese Stadt hat zwar den Titel eines Bisthums, ist aber keine bischöfliche Residenz; eben so wie **Knin**, die doch **Büsching** zu einem bischöflichen Sitz macht. Almissa macht mit ihrem Gebieth einen Theil des Kirchsprengels von **Spalatro** aus. Sie hat ein Seminarium von PP. Glagoliticis, die bestimmt sind die Kirchen von **Pogliza** und der Inseln zu bedienen, wo noch die slavonische Liturgie beybehalten ist.

Almissa war ein Nest von Seeräubern in jenen Jahrhunderten der Barbarey und des Blut-

vergiessens, in denen die Umstände den Nationen einen zufälligen Charackter gaben, und sie leicht von der Menschlichkeit zur Grausamkeit und Wildheit verleiten konnten. In diesen Zeiten der Anarchie, als die Almissaner Unterthanen oder Verbündete der Narentiner waren, und später noch, da sie unter dem Herzog di S. Sabba stuhnden, begünstigte die Natur des Flusses, der zwischen Felsen begraben liegt, und die Schwierigkeit sie in den Mündungen desselben, die voll gefährlicher Sandbänke sind, zu verfolgen, ihre Räubereyen. Heut zu Tage sind sie ganz geändert; und der Verfasser der Geschichte von Illyrien, hat sehr Unrecht sie anzuklagen, die schlimmen Eigenschaften ihrer Voreltern geerbt zu haben. Dieser sonst schätzbare Schriftsteller scheint gegen die Gewohnheit seiner Gesellschaft fast mit Fleiß eine ganze Nation aufbringen zu wollen. Er hat überdieß in wenigen Seiten eine Menge unverzeihlicher Fehler zusammen gehäuft. Damit die Leser sich nicht blindlings auf das Ansehen dieses Gelehrten verlassen, dem so viel falsche Berichte aus Dalmatien übersendet worden, habe ich für dienlich erachtet einige Unrichtigkeiten anzuführen, die man im ersten Theil seines Werks von S. 155 bis 161 antrift. Er sagt, Scardona sey eine feste Stadt; nun aber ist Scardona ein neu auflebender Ort, der weder Mauern noch Thore

hat.* S. 156 redet er von Vrana, auf die Aussage des Topographen, des Königreichs Ungarn hin, als von einer noch jetzt existirenden Stadt und Festung; und Vrana ist ein unbewohnter und wilder Fels. Scign, das S. 158 gleich weit von Clissa und der Cettina entfernt seyn

* *Scardona*. . . . Civitas exigui circuitus, sed moenibus cincta & propugnaculis ad hostiles aggressiones sustinendas & propulsandas non invalidis. . . . . *Vrana* modica civitas loco satis amoeno. . . . Fortalitii non invalidi. . . . formam accepit . . . suburbana late diffundit ut sexcentas facile domos complectantur. . . . . *Singum* . . . . a Tiluro in occasum, a Clissa in Boream spatio propemodum æquali disjunctum . . . .assurgit mons *Massaron* ab Clissa ad Tilurum perductus. . . . Prope fontibus Tiluri seu Cettinæ loco arduo & prærupto insidet *Livnum* . . . unde haud longo spatio interposito abest in occasum *Verlika* castellum neque infrequens & satis validum. . . . Oppidum, cui nomen est *Dumno* . . . cui finitimus est pagus . . . qui Clivnus dicitur . . . *Almissa* sive Peguntium. Glodovi cujusdam castelli supra Almissam meminit Palladius. Ciclutum nunc imperio subest Venetorum . . . *Opus* . . . arx, firmissimis moenibus ac munitionibus septa. FARLATS Illyr. Sacr. Proleg. P. 2. a pag. 155 ad 159. Die sonderbaren Irrthümer in Ansehung Mossor s. p. 161.

soll, liegt fünf Meilen weit vom Fluß, und zwan=
zig von Clissa. Bey Spalatro ist kein Berg,
der Massaron heißt, sondern Mossor, der sich
von Clissa bis zum Ausfluß der Cettina erstreckt.
Zlivno liegt nicht am Ursprung dieses Flusses,
der ohnweit Verlika auf dem Gebieth der Re=
publick entspringt, sondern ist bey dreyßig Meilen
davon, und über zwanzig von dem Ufer der Cet=
tina entfernt. Verlika hat kein Castellum validum,
sondern ist ein armer und kleiner Flecken von
Morlacken bewohnt. Dumno oder Duvno liegt
nicht an der Cettina sondern vierzig französische
Meilen davon, und ungefehr sieben und zwanzig
von Zlivno weg. Almissa ist nicht das alte
Peguntium, hat keinen angränzenden Berg oder
Kastell, das Glodov heißt, sondern liegt am
Fuß eines Hügels, Borak genannt, der einen
Theil des Berges Dinara ausmacht. Citluc,
pag. 159 gehört den Türken, nicht den Vene=
zianern. Das Fort Opus hat keine Mauern
sondern blos Wälle von aufgeworfener Erde.
Mostar liegt am Fluß Narenta und kan nicht
mit der Landschaft Montenegro verwechselt
werden, die siebenzig grosse Meilen davon ent=
fernt ist; es ist nicht in einer rauhen Gegend;
und nicht zwanzig sondern sechszig Meilen von
Clobuk weg.

Ich empfieng zu Almissa die ausgesuchtesten Beweise von Gastfreyheit, besonders vom Grafen Pietro Caralipeo, den ich wegen seinen sanften Sitten und seinem edlen Betragen vorzüglich anführe. Die Sümpfe um den Ausfluß der Cettina würden die Luft dieser Gegend ungesund machen, wenn nicht ein kühler Wind, der allzeit um Mitternacht aus den steilen und engen Ufern des Flusses her wehet, dieselbe von den unreinen Ausdünstungen säuberte. Indessen sind die Almissaner dennoch in der heissen Jahrszeit, sehr stark den Wechselfiebern unterworfen.

Der Fischfang innert den Mündungen wird sehr schlecht behandelt, obschon es Oerter giebt, wo er zum Vortheil der Nation könnte betrieben werden. Die Particularen von Almissa begnügen sich an Fischbehältern für ihre tägliche Bedürfniß, und bekümmern sich wenig darum, einen ausgedehnteren Vortheil aus einem Produckt zu ziehen, das unter ihren Händen liegt. Die Fische dieser Gewässer sind sehr schmackhaft und von beträchtlicher Grösse, so wie sie aller Orten zu seyn pflegen, wo das Meer sich mit süssem Wasser vermischt. So erwachsen die Fische im schwarzen Meer in kurzer Zeit auch über die gewöhnliche Grösse ihrer Gattung; Plinius schreibt dieses der Menge von

Flüssen zu, die in dasselbe fallen. * Das Meer wird nicht genug von den Fischern dieser Gegend befahren. Sie überlassen die Produckte ihrer Gewässer den anstossenden Insulanern, von denen sie alsdann die Fische erhandeln.

Das Gebiet von Almissa erstreckt sich fünfzehn Meilen längst der Küste bis nach Brella. Obschon es nicht mit Einsicht gebauet wird, so erzeugt es doch fürtrefliche Weine. Die Güte des Bodens ersetzt den Mangel der Kultur. Der Muskateller und alte Prosecco von Almissa, und überhaupt aller Wein, der dort aus reifen Trauben und mit Sorgfalt bereitet wird, verdient einen Platz auf der köstlichsten Tafel. Wenn er besser bekannt wäre, so würde er zuverläßig der Menge fremder Weine vorgezogen werden, die der Nation jährlich so beträchtliche Summen kosten. Längst dem Gestad von Almissa liegen Güter, deren Boden bituminös ist; die Weine die dort gezogen werden, nehmen den Geruch des Erdreichs an sich.

---

* Piscium genus omne præcipua celeritate adolescit maxime in Ponto; causa multitudo amnium dulces inferentium aquas. Plin. Hist. Nat.

§. XI.

Natürliche Mauer von Rogosniza; Vrullia Peguntium der Alten.

Das zu Almissa gehörige Gestad besteht durchgehends in der Höhe aus Kalksteinschichten, und von der Mitte bis unten aus verschiedenen Thonerden und Sandstein. In einer kleinen Bucht unten am Dorf Rogosniza, sieht man eine natürliche Mauer, Tab. XII. derjenigen ähnlich, die ich längst dem Fluß im Gebieth von Slime auf der andern Seite des Berges Dinara angetroffen habe. Die Spitze des Vorgebirgs A ist von eingefallenen Sandsteinen. Die Mauer B besteht aus eben dieser Steinart. Die Ruinen C sind durch die Losmachung der halbversteinerten Erde D entstanden, an die die ganze Mauer angelehnt ist. Ein anders Stück natürlicher Mauer sieht man bey E so wie bey F neue Adern von blaulichter Erde. Bey GGG ist ebenfalls Mauerwerk von weisse Farbe; HHHH sind Lagen von Seethon ohne Spuhren von Meersbrut. Das Wasser, das längst dem Berg herunter fließt erzeugt die Steinverhärtungen JJJJ; einige grosse losgerissene Stücke derselben sieht man am Ufer liegen. K ist eines von Stücken, aus denen die Mauer B zusammen gesetzt ist, und hält zwey Fuß in der Länge.

Diese Mauern sind so genau zusammen gefügt, daß man sie dem ersten Anblick nach für Ueberbleibsel alter Gebäude ansehen solte.

Vier Meilen ostwärts der kleinen Bucht, wo die oben beschriebene Mauer stehet, liegt **Vrullia**. Dieser Name ist zugleich einem Berg, einem Thal, und den aus dem Grund des Meers entspringenden Quellen gemein, die man dort antrift. Das Thal ist eben dasjenige von dem ich §. 7. Meldung gethan habe. Es scheint vor Alters von einem Fluß ausgegraben geworden zu seyn. Die Quellen die unter dem Meer hervorsprudeln, sind so beträchtlich, daß sie wohl der Ausbruch eines unterirrdischen Flusses seyn könnten. **Vrullia** hat seinen Namen von **Vril**, das auf slavonisch ein Quell heißt. Diese Uebereinstimmung des Namens mit Peguntium, da *Pægæ* und **Vril** gleichbedeutende Wörter sind, verleitet mich zu glauben, **Peguntium** der alten Geographen sey hier, und nicht am Ausfluß der **Cettina** gestanden. Beträchtliche anticke Denkmäler findet man zwar in diesen Gegenden nicht, allein die Menge von zerbrochenen Gefässen, Dachziegeln und Grabsteinen, die man hier antrift, beweisen unstreitig, daß dieses Gestad ehmals von den Römern bewohnt worden. Die vornehmste Ursach warum man um **Vrullia** keine Ueberbleibsel alter Wohnungen antrift, ist die

Steilheit des daran stossenden Berges, und die Menge von Steinen, die das Wasser mit sich in die Tiefe schleppt. Die Mündung des Thals von **Vrullia** ist den Schiffern wegen den plötzlichen Sturmwinden fürchterlich, die zuweilen aus demselben hervorbrechen, und die im Augenblick den Kanal zwischen **Primorie** und der Insel **Brazza** zur grösten Gefahr der überfallenen Fahrzeuge in die heftigste Wuth bringen.

Cantelli, dessen Karte von Dalmatien für eine der besten gehalten wird, setzt ohnweit dieses Orts die Mündung eines Flusses der aus dem See **Prolosaz**, den er **Brestolaz** nennt, herkommen soll. Wem die Stätigkeit und Höhe des Berges **Dinara** bekannt ist, wird nicht einmal die Möglichkeit eines solchen Flusses zugeben. Viele Schriftsteller von Illyrien und verschiedene Geographen, haben diesen Irrthum nachgeschrieben, wie auch die vorgegebene Insel in der Mündung der **Cettina** nebst tausend anderen Verdrehungen von Namen und Entfernungen mehr.

§. XII.

Von der Paklara oder Remora der Alten. *

Ich werde diesen Brief mit einer Erzählung schliessen, deren Werth zu bestimmen ich Ihnen überlasse. Sie wissen welche Wunderdinge die alten Naturforscher von der Remora oder Echeneis erzählen. Vielleicht haben Sie sich nicht wenig geärgert, daß Plinius, nachdem er auf anderer Treu hin meldet, das Schiff des Antonius sey von diesem Fisch aufgehalten, ausdrücklich versichert ein Schiff, auf dem Kaligula fuhr, und das mit vierhundert Ruderknechten bemannet gewesen, sey von eben diesem Fisch aufgehalten worden, indessen die übrige Flotte ihren Lauf ungehindert fortsetzte. Ich begnügte mich die Achseln zu zucken, da ich dieß las, ohne mir lang den Kopf zu zerbrechen, was zu einer so allgemein angenommenen Meinung möchte Anlaß gegeben haben, daß selbst Plinius, der gewiß ein einsichtsvoller Mann war, sie in keinen Zweifel zieht. ** Ich verfiel darauf

* Sauger. Echeneis Remora. Linn.

** Ruant venti licet & sæviant procellæ (echeneis) imperat furori viresque tantas compescit & cogit stare navigia. . . . Fertur Actiaco Marte tenuisse

zufälliger Weise. Wir segelten Nachmittags mit einem kühlen und mäßigen Wind zwischen Vrullia und Almissa. Alle Bootsknechte waren müßig; der Steurmann allein war bey seinem Ruder beschäftigt. Plötzlich hörten wir ihn mit lauter Stimme einem Bootsknecht zurufen, er sollte herkommen und die Paklara tödten. Unser gelehrte Freund, Sr. Julio Bajamonti, der bey mir saß, argwohnte gleich warum es zu thun war, und begehrte den Fisch zu sehen; allein er war entflohen. Wir fragten unsern Steurmann, einen verständigen Mann und Fischer seines Handwerks, was ihm denn der Fisch zu leyd gethan hätte, daß er ihn wollte tödten lassen? Er antwortete uns mit

---

prætoriam navim Antonii properantis circumire & & exhortari suos, donec transiret in aliam. Ideoque, & Cæsariana classis impetu majore protinus venit. *Tenuit & nostra memoria* Caii principis ab Astura Antium remigantis. . . . Nec longa fuit illius moræ admiratio, statim causa intellecta, quum e tota classe quinqueremis sola non proficeret. Exilientibus protinus qui id quærerent circa navim invenerunt ad hærentem gubernaculo, ostenderuntque Cajo indignanti hoc fuisse quod se revocaret quadringentorumque remigum obsequio contra se intercederet. . . . Qui tunc posteaque videre eum limaci magnæ similem esse dicunt. . . . E nostris quidam latinis *Remoram* appellavere eum. C. Plin. Sec. Nat. Hist. L. XXXII. c. I.

der möglichsten Zuversicht: „die Paklara pflege das Steuerruder mit den Zähnen zu ergreifen, und den Lauf der Boote so merklich aufzuhalten, daß nicht nur er sondern alle Fischer, die das Steuerruder führten, der Gegenwart des Fisches inne würden, wenn sie ihn gleich nicht sähen. Er fügte hinzu: „er habe denselben oft auf der That selbst ertappet und oft davon gegessen; man finde ihn häufig in den Gewässern von Lissa; seine Figur komme ziemlich mit dem Meeraal überein; seine Länge gehe nicht über anderthalb Fuß; wenn ich begehre denselben zu fangen, so dürfe ich nur in der guten Jahrszeit mit den Fischern zwischen den Inseln Lesina und Lissa herumstreichen, allwo er noch alle Jahre von diesen Fischen angetroffen habe.“ Ich begehre zwar nicht, daß Sie meinem Steuermann völligen Glauben beymessen: Doch gestehe ich Ihnen, daß ich grosse Lust hätte die Paklara am Steuerruder eines Boots angeheftet zu erwischen, das mit vollen Segeln führe. Der ausserordentliche Widerstand der Muskeln einiger kleinen Seethiere, wie die Lepaden, die man mit aller Gewalt kaum von den Klippen abreissen kan; der Schlag des Zitterfisches (Torpedine,) der zu Venedig Pesce Tremoto, und in Dalmatien Trnak genennt wird; die gewaltsamen konvulsivischen Bewegungen der Meerbrachseme (Dentici) wenn sie aus dem Wasser ge-

zogen werden, ohne der grösseren Arten, der Thaunfische, der Delphinen rc. zu gedenken, läßt mich vermuthen, daß wenn gleich nicht alles dem Buchstaben nach wahr ist, was die Alten von der Remora geschrieben, doch auch nicht alles falsch seyn kan. Es verdient allerdings in Erwegung gezogen zu werden, daß Plinius weitläufig von dieser Erscheinung als von einer bekannten und unzweifelhaften Sache redet; und daß sich auf diese aufhaltende Kraft der Aberglaube der Griechen gründet, diesen Fisch den schwangeren Weibern anzuhängen, zuweilen um die Frucht bis zu ihrer völligen Reife in Mutterleib, aufzuhalten, zuweilen um die Geburt zu beförderen in dem Wahn, er werde die Gebährende in einer günstigen Stellung fest halten. Dennoch bin ich aber nicht so leichtgläubig, um mich von der aufhaltenden Kraft eines so kleinen Fisches zu überzeugen; und deßwegen halte ich auch den Namen Paklara für schicklicher, als den von Remora.

Der Unterschied zwischen der Remora oder Echeneis der Alten und unsrer Paklara ist, daß jene fast beständig als ein Schaalthier beschrieben wird, und diese hingegen in das Geschlecht der Aale gehört. Lieben Sie mich, mein würdiger Freund, und erbitten Sie für mich vom Himmel lange Reisen und eine Dauerhafte Gesundheit.

Viertes Sendschreiben
an Lord Friedrich Hervey
Bischof von Londonderry Pair von Irland ꝛc.

Von Primorie, oder der Regio Parathalassia der Alten.

Ihrem unermüdlichen Trieb, Mylord, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, die Sie oft durch ungebahnte und wilde Gegenden geführt hat, die von den Grossen nie oder höchst selten betretten werden, und der Freundschaft, die Sie allen denen großmüthig schenken, die keine Beschwerden scheuen, um in den rauhesten Gebirgen die alte Naturgeschichte unserer Erde zu studiren, habe ich meine erste Reise in Dalmatien, und die lebhafte Begierde wieder dorthin zurückzukehren, zu verdanken. Eben da ich im Begriff war diesen Vorsatz fahren zu lassen, und ihre großmüthigen Vorschläge anzunehmen, um mich mit der Betrachtung grösserer Gegenstände in entfernteren und eben so unbekannten Ländern zu beschäftigen, bewogen mich

mich besondere Umstände noch einmal über den adriatischeu Busen zu fahren, anstatt mich auf dem Ocean einzuschiffen. Ich besuchte noch einmal denjenigen Theil Dalmatiens, den ich in ihrer Gesellschaft flüchtig durchwandert hatte; da ich glaubte mich noch zwey Jahr lang in diesem Reich aufhalten zu können, trachtete ich mir vorläufige Kentnisse zu verschaffen, und begab mich auch in diejenige Gegenden, wohin zu gehen ihre Geschäfte Ihnen nicht erlaubt hatten. Der Plan meiner Reise erlitt eine nicht vorgesehene Veränderung. Ich muste mich daher mit dem wenigen begnügen, das ich gesehen hatte; und um der Welt zu beweisen, daß ich nicht völlig müßig gewesen, muste ich meine Bemerkungen in diejenige Form bringen, deren sie fähig waren, und nicht in diejenige die ich Ihnen zu geben gewünscht hätte, wenn ich sie völlig hätte zu Stand bringen können.

Ich bin von ihrer Nachsicht so überzeugt, Mylord, daß ich die Freyheit nehme Ihnen einige derselben zuzueignen, uud mir schmeicheln darf, Sie werden sie mit einigem Vergnügen als einen Beweis des Andenkens, der Dankbarkeit und der Freundschaft annehmen, die mich mit Ihnen verbindet, und aller Entfernung ungeacht beständig verbinden wird.

§. I.

Stadt Macarska.

Derjenige Strich der Seeküste, der zwischen den beyden Flüssen Cettina und Narenta liegt, von denen jener von den Alten Nestus und Tilurus, und dieser Naro genannt worden, und der vor zweyhundert Jahren das eigentliche Dalmatien ausmachte, war bey den Griechen der mittleren Zeiten unter den Namen Parathalassia bekannt, und wurde von den Sklavoniern mit der gleich bedeutenden Benennung Primorie belegt. Appian berichtet uns, daß die Ardæi oder Vardæi eine grosse Menge Städte hier besessen, theils die ihnen eigenthümlich zugehörten, theils die sie den benachbarten Völkern vor dem Einfall der Römer mit Gewalt entrissen hatten. Aus der peutingerischen Tafel erhellet, daß auch nach der Einnahm des Landes verschiedene stehen geblieben, in denen sich die Sieger niedergelassen, die überdieß andere neu angelegt haben. Die häufigen Inscriptionen, die längst der Küste und auch tiefer einwärts in den Gebirgen ausgegraben werden, beweisen dieses hinlänglich, wenn uns auch gleich alle übrige Beweisthümer fehlten.

Die Anmuth der Gegend, die Fruchtbarkeit des Bodens, die bequeme Lage zur Handlung mit den inneren Provinzen, der reiche Fischfang in diesen Gewässern muste die alten Nationen, so barbarisch sie auch seyn musten, einladen, sich hier nieder zu lassen. Der ungeschickte Anbau der umliegenden Berge, und das Umhauen der Wälder, zu dem diese Völker ihrer Bedürfnisse halber gezwungen waren, ist vielleicht an der Verschlimmerung dieses Landes, an der Ueberschüttung des Erdreichs an dem Ufer mit Sand, und an der unaufhaltbaren Wuth der Waldwasser schuld, die einen Theil davon unbewohnbar machen.

Macarska ist heut zu Tage die einzige Stadt dieser Landschaft, aus ihrer Lage läßt sich schliessen, sie sey aus den Ruinen des alten Rataneum des **Plinius** entstanden, das eben das Retinum des **Dio Caßius** * seyn soll. Die unterirrdischen Höhlen, die man häufig in diesen Gegenden findet, stimmen mit denjenigen überein, die nach dem Zeugniß des Geschichtschreibers um **Retinum** herum, in das Innere der Gebirge hinein drangen, und in die sich die Retinenser zurück zogen, nachdem sie ihre Stadt mit samt den Römern,

* Libr. LVI.

die sie mit Sturm eingenommen, verbrannt hatten. Nach der gänzlichen Zerstörung von Retinum, blieb dennoch die Stelle nicht öde; Procop versetzt dahin einen Ort, den er Muchirum heißt, und der im sechsten Jahrhundert Mucarum genennt wurde. Aus den Verhandlungen des Conciliums von Salona, die uns der Archidiakonus Timotheus aufbehalten, erhellet, daß dazumal ein Bischof zu Mucarum eingesetzt worden. Der Leichenstein des Stephanus, der der erste diesen Sitz inne hatte, ward zu unsern Zeiten ausgegraben. Kurz darauf kamen die Awarer, und nahmen Primorie und die Gegenden um die Narenta ein; daher erhielt die Landschaft den Namen Pagania, weil diese Fremdlinge Heiden waren, und auf illyrisch Poganini genennt wurden. Wahrscheinlich ist Inaronia der peutingerischen Karte eine andere Benennung eben dieses Strich Landes von Narona hergeleitet, das die Hauptstadt desselben war; wenn man nicht lieber mit dem Archidiakonus Timotheus Maronia lesen will, welches Wort eben so viel bedeutet als Parathalaßia oder Primorie. Der ungenannte Verfasser von Ravenna verwechselt Mucarum mit Inaronia, das in der peutingerischen Tafel zwölf Meilen ostwärts von Oneum oder Almissa gesetzt wird; da Mucarum noch sieben Meilen weiters an dem Ort stehen muß, wo Häuser ohne

Namen gezeichnet sind. Porphyrogeneta giebt Macarska den Namen Mocros und macht daraus die Hauptstadt einer der drey Zupanien, die innert den Gränzen von Pagania begriffen sind, nemlich zwischen den Mündungen beyder obbenannter Flüsse längst der Seeküste. So wie Pagania von Pogània hergeleitet ist, so stammt auch Mocros, und die verdorbenen Wörter Mucarum, Muchirum und Muichirum von dem Wort Mokar ab, das feucht und bewässert heißt, eine Benennung die sich sehr wohl für die Lage von Macarska schickt, das von vielen Bächen umflossen wird. Macarska, das während einigen Jahrhunderten einen Theil des Staats der Narentaner ausmachte, kam nach der Ausrottung dieser Seeräuber in den mittleren Zeiten unter die Botmäßigkeit verschiedener theils kleiner theils grosser christlicher Fürsten, hernach verfiel es in die Hände der Türken, und endlich ergab es sich 1646. freywillig der Republick, von welcher es mit vielen Freyheiten beschenkt wurde.

Man mag aber von dem ersten Namen und dem ehemaligen Zustand von Macarska glauben was man will, so ist gewiß, daß heut zu Tage keine Ueberbleibsel alter Gebäude mehr zugegen sind. Sie ist ganz von neuem aufgebauet, und die einzige Stadt in Dalmatien, in welcher man

weder verfallene Häuser noch Schutt antrift. Ihre Ausdehnung ist klein, und die Anzahl der Einwohner gering. Nicht nur ist sie nicht befestiget, sondern hat sogar weder Thore noch Mauern, ungeacht dessen was die heutigen Geographen davon sagen, unter anderen **Büsching**, der sie irriger Weise auf eine Anhöhe setzt. Sie liegt in der Ebene am Fuß eines hohen Berges längst dem Ufer eines kleinen und ziemlich schlechten Hafens. * Die Luft dieser Gegend war vormals ziemlich ungesund, wegen der Ausdünstung eines salzigen Sumpfes. Die Einwohner entschlossen sich, demselben eine Gemeinschaft mit dem Meer zu eröfnen. Die Unternehmung gieng so glücklich von statten, daß seitdem die Bevölkerung zunimmt, und die Stadt einer weit gesünderen Luft genießt als vorher.

Die Einwohner von **Macarska** sind sehr aufgeweckt, und vorzüglich der Handlung ergeben. Auch in den Wissenschaften sind sie nicht unbewandert. Ein vorzügliches Beyspiel dessen, war Graf **Clemente Grubbisich** aus einer alten und adelichen Familie von **Macarska**, der 1773. zu frühzeitig vom Tod, den Wissenschaften, seinem Va-

---

* **Maty** und **Martiniere**, schrieben in ihren Wörterbüchern **Macarska** einen grossen Seehafen zu.

terland, dessen Zierde er war, den Reisenden, die er unterrichtete und mit der edelsten Gastfreyheit aufnahm, allen Guten, die ihn billig verehrten, entrissen wurde. Er soll schätzbare Handschriften hinterlassen haben, unter andern eine Geschichte von Narenta, und eine Abhandlung von dem Ursprung und der Analogie der slavonischen Sprache, voll gelehrter Untersuchungen. Dieser gelehrte und liebenswürdige Mann, hatte sich auf sein Landgut begeben, wo er durch sein Beyspiel trachtete, den ungeschickten Landbau der Primorianer zu verbesseren, und in dieser stillen und reitzenden Einsamkeit sich gänzlich den Wissenschaften widmete. Einen vorzüglichen Rang unter den Gelehrten von Macarska, behauptete auch der Erzbischof von Spalatro Kadcich, der eine Moraltheologie in slavonischer Sprache, zum Gebrauch der illyrischen glagolitischen Geistlichen herausgab, denen ein Werk von dieser Art gänzlich mangelte, und eine wohl versehene Bibliotheck von geistlichen Büchern zum Nutzen seiner Vaterstadt und zu einem lobenswürdigen Beyspiel hinterließ. Unter den Schriftstellern von Macarska verdient ebenfalls angeführt zu werden F. Andrea Cadcich Mioßich, der eine Sammlung nationaler Kriegslieder herausgegeben, die er zwar mit schlechtem Geschmack ausgewählt, und in die

er mit noch schlechterer Beurtheilungskraft, viele unnütze und ungereimte Dinge eingerückt hat.

Der Boden um Macarska liefert Oliven, Wein, Mandeln, Maulbeeren, Honig und etwas weniges an Getraid. Das Erdreich ist leicht und sandicht, aber nicht so trocken wie die übrige Seeküste von Dalmatien. Man sieht deutlich, daß die Oberfläche von kleinen Bergströhmen gebildet worden, die sich in den Erdstoffen, welche sie vormals hier abgesetzt, ihr eigen Bett ausgegraben haben. Ein kleiner Bach, mit Namen Vrutak, fließt durch die Stadt; sein Wasser ist aber nicht süß genug zum Trinken, obschon er weit über der Meersfläche entspringt. Die Einwohner bekommen aber ein leichtes und reines Wasser von dem Bach Budiçaviza, der von dem Dorf Cotisina herunter fließt, und ohnweit Macarska in das Meer fällt.

Ungeacht des Kieses den die Bergwasser am Ufer absetzen, scheint das Weer in diesen Gegenden beständig zu zunehmen. Man sieht bey stillem Meer am Eingang des Hafens unter dem Wasser Ueberbleibsel einer Mauer, die vormals gewiß auf dem Trocknen ist aufgeführt worden. Die Klippe di S. Pietro, die den Hafen decket, erduldet von der Heftigkeit der Fluthen eine zwar langsame

aber beständige Zerfällung, so wie überhaupt alle Landspitzen dieser Küste. Der anstossende Sumpf, in dem das Wasser wegen Mangel des Ablaufs vormals stockte, giebt einen neuen Beweis der Erhöhung der Meeresfläche. Als man den Abzugskanal, dessen ich oben Meldung gethan, ausgrub, entdeckte man Ueberbleibsel eines prächtigen Grabmahls und Stücke von schönen Säulen. Ich habe zu Macarska eine zierliche goldene Medaille von Marcus Julius Philippus gesehen, die man aus dem Schutt dieser Gebäuden heraus gezogen, welche gewiß nicht auf sumpfichten Boden werden gegründet worden.

§. 11.

Berg Biocova oder Biocovo.

Der höchste Berg längst der Küste von Primorie ist der Biocova, an dessen Fuß die Stadt Macarska liegt. Er scheint von weitem weiß und von Bäumen entblößt; die beyden Namen Albius und Adrius, die er ehmals trug, schicken sich recht gut auf denselben. Der nackte, rauhe und felsichte Anblick dieses Berges, benimmt einem schon alle Lust denselben zu besteigen. Es ist unmöglich mit einiger Art von Reitwerk hinauf zukommen, selbst auf Händen und Füssen hinan-

zu klettern ist mühsam genug. Indessen trieb mich doch die Neugier, die Ledenizze oder natürlichen Eisgruben auf dem obersten Gipfel des Berges zu sehen, in denen das Eis selbst in der grösten Sommerhitze sich erhält, an diese Reise zu unternehmen. Mein angenehmer Freund, Signor Giulio Bajamonti, entschloß sich mir Gesellschaft zu leisten. Wir verreißten mit Anbruch des Tages von Macarska, in Begleit zweyer Primorianer ohne die mein behutsamer Gefährte nicht mitgekommen wäre, indem er es nicht für rathsam hielt, auf Hayducken zu stossen, deren viele, durch die Wildheit der Gegend gesichert, wie Wölfe die Höhlen des Biocovo bewohnen. Ich war minder bedachtsam und geneigter mich auf die Ehrlichkeit dieser Vertriebenen zu verlassen, an deren Flucht der Geitz eines raubbegierigen Ministers oft mehr Schuld ist als eigene Verbrechen, und wäre gern auch sogar allein hingegangen. Der Rücken des Berges ist ganz zerfallen; die gangbarsten Fußsteige die wir antrafen, waren Regengerinne. Die Kiesel und zerbrochenen Steine glitschten unter unseren Füssen aus, und erinnerten mich an die mühsame Reise auf den Vesuv, auf welcher ich die Ehre hatte Sie zu begleiten, und in welcher es uns oft begegnete, einen Fuß vorwärts zu stellen, um einen Schritt rückwärts zu thun.

Die vortrefliche Aussicht auf das Meer, die Vorgebirge, und Inseln, die man oben genießt, war beynahe die einzige Belohnung unsrer ausgestandenen Arbeit. Die Eisgruben, zu denen wir durch einen langen und höchstbeschwehrlichen Weg von einer Felsspitze auf die andere gelangten, enthielten zu Anfang Octobers kein Eis mehr. Wir stiegen in eine tiefe Kluft hinunter, die das Licht von oben herab empfängt, und die durch Seitenäste tief in das Innere des Berges hinein lauft; wir empfanden dort eine durchdringende Kälte. Ausserhalb derselben fanden wir hölzerne Tränktröge, in denen die Hirten Eis und Schnee schmelzen um ihr Vieh zu tränken. Der Berg ist fast ganz von Holzungen entblößt, auch in den unzugänglichsten Tiefen. Selten trift man noch hie und da Ueberbleibsel von alten Waldungen an, die aber weit von allen Wohnungen entfernt, und an solchen Oertern liegen, von dannen es unmöglich ist, grosse Stämme heraus zu bringen. Allein das Feuer das die Hirten anzünden, theils um sich zu erwärmen, theils um sich an diesem wilden Schauspiel zu ergötzen, hat auch diese gänzlich aufgerieben. Ein solcher Brand soll zuweilen ganze Monate fortdauren.

Der obere Theil des Biocovo besteht aus Breccia und gemeinem weißlichtem Kalkstein. So

wohl in dieser als in jener Gebürgsart findet man Nester von eckigten Kieseln (Selce) die auswendig klüftig und voll Seekörper, inwendig aber derb, einförmig, halbdursichtig sind, und eine glänzende Politur annehmen. Der Fuß dieses Berges erstreckt sich längst der Küste von einer Landspitze des Gebiets von Macarska bis zur anderen, und daher gehören zur Lithographie desselben alle diejenigen Foßilien, die ich im folgenden nach der Ordnung der Oerter, wo ich sie beobachtet oder gesammelt habe, beschreiben werde.

Ehe ich die Erzählung meiner Reise auf den Biocova schliesse, muß ich Ihnen einen kleinen Zufall mittheilen, der uns im Hinabsteigen begegnet, um Ihnen ein Beyspiel des Characters der Primorianer zu geben. Unsere beyden Führer giengen nach Landesgebrauch bewafnet voraus. Unversehens stiessen sie auf eine Viper, die ruhig ihren Weg fort kroch. Einer frischte den andern an sie mit Steinen todt zu schlagen; alles unser Anhalten konnte sie nicht davon abbringen, indem sie sagten, es sey ein böser Geist, der unter dieser Gestalt verborgen läge; sie wichen sogar vor Abscheu den Weg aus, über den sie geschlichen war. Signor Bajamonti, nachdem er alles mögliche gethan hatte, um sie von der Ungereimtheit ihrer

Vorstellungen zu überzeugen, nahm das todte Thier von der Erde auf, das sie noch von weitem mit Schrecken ansahen, und gieng auf sie zu, damit sie sehen könnten, daß es würklich todt sey. Plötzlich setzten sich diese beyden wilden Kerls in Verfassung ihre Schießgewehre gegen ihn loszudrücken und stiessen dabey die heftigsten Schmähworte und Drohungen aus; ein Glück wars für meinen Freund, daß er ihnen das Thier nicht zugeworfen, wie er sich gestellt hatte; denn in dem Fall würden sie ihn unvermeidlich todt geschossen haben. Um sie zu entschuldigen, schob man es auf Rechnung des Aberglaubens. Fürwahr desto schlimmer! Ich würde ein Volk verabscheuen, daß solcher Handlungen fähig wäre, wenn es auch aus Eyfer für wahre Religion dazu getrieben würde.

§. III.

Luftgeschichte von Primorie.

Der Berg Biocova erzeugt nach dem Vorgeben der Primorianer Winde, Hagel, Regen, kurz alle Veränderungen der Luft. Das Wahre davon ist, dieser Berg dient ihnen zu einem meteorologischen Theater. Ihre fleißigsten Beobachtungen betreffen die Nordwinde; ich glaube sie verdienen hier angeführt zu werden, da mein verstorbener

Freund Graf Grubbisich mich versichert, er habe sie mit der Erfahrung sehr übereinstimmend gefunden.

Eh der Nordwind herausbricht, wenn der Biocovo mit Nebel bedeckt ist, so steigt dieser auf tausenderley Weise zerrissen in die Höhe; im Inneren des Berges hört man ein Gebrüll und darauf ein starkes Getös; die Luft wird plötzlich kalt. Ist der Biocovo hell, so zeigen gleichförmig durch diese Himmelsgegend ausgebreitete Wolken, und eine ungewöhnliche Kälte der Luft, den Nordwind an. Die Hirten sagen, und in der That scheint es so, dieser Wind entstehe aus den Klüften des Berges. Gewiß ist, daß er sich von der Höhe gegen das Meer zu, wie ein reissender und plötzlicher Bergstrohm herab stürzt. Die Höhlen des Eolus, in hohen Gebirgen eingeschlossen, und die Sturmwinde die bey den alten Dichtern aus den Höhen herunter schiessen, zeigen, daß gesittetere Völker vor Alters ähnliche Bemerkungen gemacht haben. Auch Seneca glaubt, die Winde rissen sich aus unterirrdischen Abgründen los, und bahnen sich einen Ausbruch durch die Spalten der Erde. Wenn man im Inneren des Berges, aus was für Gründen es seyn mag, Holzungen anzündet, so wehet ein gemäßigter Nordwind so lang der Brand dauert, zieht aber

lange Tröckne nach sich. Bey diesem Anlaß muß ich dasjenige anführen, was in der Geschichte des Kriegs zwischen den Venetianern und Uscochen, von den Einwohnern von Zeng erzählt wird. Die Geschichtschreiber versichern, diese Seeräuber hätten grosse Feuer in den Wäldern angezündet oder eine Menge brennender Aeste in die Klüfte hinunter geworfen und dadurch einen heftigen Wind erreget, der die feindlichen Schiffe verhinderte an ihrem Ufer anzuländen, und sie zuweilen in diesem gefährlichen Kanal zu Grund richtete. Wenn es auf dem Berg stark geregnet, so wehet der Nordwind nicht, oder wenn er es auch eine kurze Zeit thut, so nimmt er doch an Stärke bloß nach Maaßgabe zu, daß der Berg wieder trocken wird. Wenn nach langer Tröckne ein mäßiger Regen fällt, so entsteht der Nordwind; wenn dies letztere aber nicht geschieht, so ist es eine Vorbedeutung vom Scirocco (Südostwind.) Wenn nach einem vier und zwanzigstündigen Anhalten des Nordwinds der Himmel nicht vollkommen heiter ist, so ist es eine Anzeige, daß der Wind noch lang fortdauren, oder sich in den Scirocco verwandeln wird. Der Nordwind pflegt einne ungerade Anzahl von Tagen zu dauern; einen, drey, fünf, sieben, neun, bis dreyzehn oder fünfzehn nach einander. Er erhebt sich gewöhnlich mit Aufgang und Niedergang der Sonne und des Mondes;

gegen Morgen und Mittag legt er sich zuweilen völlig; thut er es aber nicht so ist es ein gewisses Zeichen seiner anhaltenden Dauer. Es giebt einen periodischen Nordwind, der sich gewöhnlich um den siebenten, siebenzehnten, und sieben und zwanzigsten Merz einstellt: derjenige ist der beständigste der um Pfingsten herum wehet, und daher Duhovçiza genannt wird. Sie behaupten wenn er um diese Zeit gelind sey, so bleibe er es den ganzen übrigen Sommer hindurch. Wenn er gemäßigt ist, so wird er nach dem Abblühen der Reben und Olivenbäume für nützlich und selbst für nothwendig gehalten, inden er die verwelkten Blüthen mit sich wegnimmt; eben so zuträglich ist er, wenn die Reben durch allzu grosse Nässe vom Rost angegriffen werden. Meistentheils aber ist es ein gefährlicher Wind, der unter den Menschen tödtliche Brustkrankheiten und Fieber erzeuget, und durch den heftigen Frost die kleinen Thiere tödtet, die sich in den Weyden des Berges aufhalten. Nach der Aussage der Fischer hält er die Zugfische von diesem Gestad ab. Wenn er heftig wüthet, zerreißt, zerschmettert, entwurzelt er die Pflanzungen, trocknet die Erde auf, verwandelt sie in Staub, und reißt sie mit sich fort, oder beraubt sie ihrer Nahrungskräfte. Die Schiffer dörfen sich bey der Nacht nicht in den Kanal hinein wagen, der zwischen Primorie und den Inseln Brazza

und

und Lesina liegt, aus Furcht vor diesem plötzlichen Sturmwind, der aus den Gebirgen hernieder fährt, oder aus dem Thal von Vrullia herausschießt; welches der Handlung zur grösten Hinderniß und Nachtheil gereichet.

Auch der Scirocco und Maestrale (Nordwestwind) regieren wechselsweise in Primorie; und sind daher von den Fischern und Seefahrern genau beobachtet worden. Hohe Fluth (acque alte) verkündigen den Scirocco; ungewöhnlich niedrige Fluth Winde aus Norden; so wie auch eine ausserordentliche Schnelligkeit der Strohmgänge. Der periodische Scirocco wehet alle Jahr um Ostern; er bringt nicht Regen aber Wärme; seine gewöhnliche Dauer ist von zwanzig Tagen, und mit Untergang der Sonne pflegt er sich zu legen. Das Jahr, in dem der Scirocco sich nicht zur gewohnten Zeit und auf gewohnte Weise einfindet, ist der Sommer fast ganz von Nordwestwinden, Stürmen und Platzregen frey. Der trockne Scirocco ist schädlich, weil er die Keime der Pflanzen versengt; bey den Menschen erzeugt er Mattigkeit und Muthlosigkeit, diese Unbequemlichkeiten werden aber durch den ergiebigen Fischfang ersetzt, den man ihm zuschreibt, besonders wenn er mit häufigem Regen untermischt ist, und durch die reichen Kornerndten auf den Anhöhen. Wenn sich

im Sommer der Maestrale einen Tag lang legt, so folgt den künftigen darauf der Scirocco; dieser endigt sich mit einem Sturmwird. Auch die Sturmwinde haben einige Uebereinstimmung mit den Wechselfiebern. Wenn sie länger als einen Tag währen, so kommen sie den folgenden ungefehr um die gleiche Stunde wieder. Vielleicht könnte man auch diese vorhersagen, wenn man auf die Vorrückungen und Verzögerungen (Anticipazioni e posticipazioni) der Bewegungen der Luft Acht gäbe. Man sagt im Inneren von Bosnien regne es zuweilen Sardellen, zum grösten Schrecken und Leidwesen der armen Türken; wenn dies wahr ist, so muß man es den **Wasserhosen** (Tifoni) zuschreiben, von denen man häufige Beyspiele hat.

Wetterleuchten im Sommer bey heiterem Himmel, bedeutet lange Tröckne; kommt es aber aus einer schweren Wolke, so verkündigt es Wirbelwinde und Sturmregen. Wetterleuchten im Winter, das sich häufig jenseits des adriatischen Meers eräugnet, prophezeyet Wind von der entgegenstehenden Seite. Häufige und starke Donnerschläge versprechen keinen grossen Regen; daher kommt das illyrische Sprüchwort: „kad vechie garmi magna „dàsgia pade," je mehr es donnert desto weniger regnet es.

Die Regenzeit in Primorie fällt in den Anfang des Herbstes und in das Ende des Winters. Wenn der Winter oder Sommer sehr naß sind, wird es für ein schlimmes Zeichen angesehen; auch hat man beobachtet, daß auf gelinde Winter stürmische Sommer folgen. Ein regnerischer Sommer giebt eine reiche Olivenerndte, aber wenig Wein, und umgekehrt; wenn aber der Winter naß ist, und der Frühling und Sommer trocken, so folget ein allgemeiner Mißwachs. Wenn die Jahrszeit zu regnerisch ist, so fällt in heitren Nächten ein röthlichter Thau, der besonders auf dem Meer sehr merklich ist, und dem man den Rost in den Reben zuschreibt.

Gegen Weihnachten und im Frühling äusseren sich längst dieser Küste die Provenze, und endigen sich gewöhnlich mit einem Sturm. Die Südwinde und der Garbino (Südwestwind) wehen hier weit seltener als der Nordwind, der Maestrale und Scirocco, und deßwegen hat man in Ansehung derselben noch keine bestimmten Regeln.

Schnee und Eis dauren nicht lang in Primorie, so gar nicht einmal auf dem Gipfel des Biocovo; ob schon sie sich jenseits desselben und in den Klüften des Berges Mossor oft von einem Jahr bis zum anderen erhalten. Häufiger

Schnee macht ein fruchtbares Jahr, besonders an Oliven, und das desto mehr je früher er einfällt. Spate Fröste sind sehr schädlich, weil sie die Bewegung des Safts in den Pflanzen plötzlich zurück halten. Auch die kleinen Thiere leiden davon grossen Schaden. Doch ist die Kälte längst der Küste nie sehr heftig, wenn sie der Nordwind nicht herbringt. Wenn dieser nicht bläßt, so ist der Jenner dort wie bey uns der April. Der Sommer ist fast durchgehends unerträglich heiß; ich habe im September eben so stark von der Hitze gelitten als jemals in Apulien. Der Hagel ist seltener, und die Körner nicht so groß als hier in Italien.

§. IV.

Von dem Meer um Primorie; von der Wasserhöhe desselben; von der Fischerey.

Auf der Reise, die ich mit Ihnen zu thun die Ehre hatte, glaubte ich an verschiedeneu Orten zuverläßige und augenscheinliche Beweise der Erhöhung der Wasserfläche unsers Golfo zu finden. Diese Erhöhung, die Manfredi und Zendrini von den Zeiten der Römer weg bis auf die unsrigen zugeben, wird heut zu Tag von einigen ohne

Grund und selbst den Beobachtungen zum Trotz geläugnet, und von anderen nicht berechnet, gerade da, wo am meisten daran gelegen wäre. Es ist hier der Ort nicht, alle die Beobachtungen anzuführen, die uns Venedig zum Beweis dieser Erhöhung darbietet; wo die Regierung von einem Jahr zum anderen gezwungen ist, die Plätze erhöhen zu lassen, durch welche das Wasser in die öffentlichen Cisternen fließt, in dem seit dem sechszehnten Jahrhundert, in welchem sie gröstentheils ausgebessert worden, bis auf unsere Zeiten, das Meer über das Pflaster in den Piene sciroccali herauf gestiegen ist; wo das Wasser jetzt in einige Kirchen hineindringt, die bey ihrer Erbauung dieser Unbequemlichkeit nicht unterworfen gewesen; wo der S. Markusplatz ungeacht der Erhöhung des neuen Fußpflasters oft überschwemmt wird; wo das Wasser in den Magazinen das vorgesehene Maaß zum grösten Nachtheil und Schaden der Waaren übersteigt. Dieses Unheil in der Stadt, und das Einreissen der Dämme; der Schaden, den unsere Thäler und die von Comacchio leiden, die sich täglich über die Eroberungen des Meers beklagen; der augenscheinliche Verfall des Hafens von Ancona, der durch keine Unkosten mehr in völlig guten Stand kan gesetzt werden, und des anstossenden Berges, der sichtbarlich zertrümmert wird; die Versinkung der Stadt Concha ohnweit Rimini;

die unter Wasser liegenden Ueberbleibsel von Ciparum, das doch erst 503. zerstöhrt worden, und viele andere ähnliche Beobachtungen mehr, gehören hier nicht zu meinem Zweck, da ich mir blos vorsetze Sie von dem zu unterhalten, was auf die Meersfläche längst den Ufern von Primorie eine Beziehung hat.

In der ganze Strecke Landes zwischen den Mündungen der beyden Flüsse Cettina und Narenta, hat sich das Meer augenscheinlich zurück gezogen. Kies, Schlamm und Sand, das die reissenden Bäche mit sich von den Bergen herunter führen, haben die Vertiefungen ausgefüllt, und ein Gestad, das wahrscheinlicher Weise vor Alters voller Anfuhrten war, in eine gerade Ebene verwandelt, die von Buchten beraubt und allen Winden ausgesetzt ist. Das Meer schlägt mit Wuth an dieses neue Ufer, und untergräbt es desto leichter, da seine Theile in keiner sonderbahren Verbindung unter einander stehen. Auch bey der niedrigsten Ebbe sieht man an den Orten, wo das ausgefressene Ufer senkrecht abgeschnitten ist, keine andere Stoffen als Lagen von Bergsand. Die Vorgebirge, die an einigen Stellen in das Meer herausragen, anstatt sich zu verlängeren, oder sich auszubreiten, wie es geschehen würde, wenn der aufgehäufte Sand aus dem Meer käme, wie man

vermuthen könnte, verliehren vielmehr von Tag zu Tag von ihrer Ausdehnung, und werden zu Klippen, die unter dem Wasser stehen, und von dem Berg abgerissen sind.

Zu diesen allgemeinen Beobachtungen gesellen sich noch zwey besondere, die ich auf der Reise durch Primorie gemacht habe. Am Ufer von Xivogoschie ist eine Inschrift im lebendigen Fels eingehauen, in welcher nicht allein eines Brunns, der ehmals dort hervorquoll, Meldung gethan wird, sondern auch eines Landguts das er wässerte. Heut zu Tag schlägt das Meer mit Gewalt gegen diese Felsen, und durch das wiederholte Anspühlen des Ufersandes ist dieses schätzbare Denkmal beschädiget, und zum Theil unleslich gemacht worden. Der Landsitz, der Garten, der Gang der zu diesem Quell führte, der nach der Meinung des **Girolamo Zanetti** dem Kayser **Licinianus** zugehörte, sind gänzlich vom Meer überdeckt worden.

Der Fluß **Narenta** und die Ebene, die er durchlauft, in welcher die Ueberreste der Stadt **Narona** begraben liegen, liefern mir die zweyte Beobachtung, die auch auf Italien passet, wo **Adria** und **Ravenna** ein gleiches Schicksaal erfahren haben. Das Wasser das durch die Erhöhung

des Meers in seinem Lauf aufgehalten wird, setzt um den Ausfluß der Narenta eine Menge Sandbänke ab, die niedrige und sumpfigte Inseln bilden; allein das Meer hält sich für diese anscheinende Verlängerung des Ufers schadlos, indem es täglich tiefer in das Flußbett hinauf steigt, und das Wasser zwingt, sich in der umliegenden Ebene auszubreiten. Diese vormals an Getraid so fruchtbare und von einer blühenden Stadt beherrschte Gegend, ist heut zu Tage nichts als ein weiter und ungesunder Sumpf, in dem ein kleines und elendes Volk käumerlich sein Leben durchbringt. Es wäre dennoch keine so schwere Unternehmung, diese fruchtbare Gegend wieder bewohnbar zu machen; man würde weniger Schwierigkeiten dabey antreffen als in den tiefen Gründen del Polesine, die verschiedenen Verhältnisse der Lage vorausgesetzt; in der jetzigen Lage aber zwingt das Meer den Fluß zurück zu treten, und überschwemmt die umliegende Gegend. Vielleicht war auch der See von Scardona vormals eine vom Tilurus bewässerte Ebene, ehe das Meer seinen Lauf aufhielt.

Der Kanal der die Halbinsel Sabbioncello vom festen Land trennet, scheint vor uralten Zeiten das Strohmbett der Narenta gewesen zu seyn. Der Berg, der dieses Vorgebirg ausmacht ist nicht

vulkanischen Ursprungs, so daß man muthmassen könnte, er seye aus der Erde oder aus dem Meer in die Höhe herauf geworfen worden, wie er jetzt da stehet, er ist augenscheinlich von der grossen Kette abgerissen worden, die das feste Land ausmacht, so wie auch ohne Zweifel die umliegenden Inseln. Auf Torcola, einer unbeträchtlichen Insel, die nur von Hirten bewohnt wird, sieht man eine Höhle von Tophstein, die ihren Ursprung einzig einem ehmaligen Tophstein führenden Fluß kan zu verdanken haben; und in dem ganzen Bau findet man noch andere kentliche Merkmaale uralter Flußbetten. Aehnliche trift man auch auf der Insel Lesina an, von denen ich zu gehöriger Zeit reden werde.

Der Grund des Meeres längst Primorie ist sehr uneben; in der Mitte des Kanals der die Inseln vom festen Land scheidet, ist die Tiefe beträchtlich, und soll über hundert und fünfzig Faden (passa) gehen. Im Busen von Narenta, wie auch zwischen Sabioncello und Lesina, ist sie weit geringer, so daß man oft bis auf den Boden siehet. Ich habe bey Capo S. Giorgio auf Lesina eine Sache gesehen, die einen Begriff von der Erhöhung des Meeresgrund, durch den Anwachs von Muscheln und Polypengehäusen geben kan, die denselben mit einer Rinde überziehen,

von welcher Donati in seinem Saggio di Storia naturale dell' Adriatico redet. Dieser Schrifsteller glaubte aus langen Beobachtungen schliessen zu können, die Meeresfläche steige nach Verhältniß der Erhöhung des Grundes, die durch das, was die Flüsse absetzen, und durch jene Rinde verursachet wird, welche er an verschiedenen Orten und besonders in grösseren Tiefen angetroffen hatte. Ohne mich in eine weitläufige Untersuchung der ganzen Sache einzulassen, will ich mich nur bey demjenigen aufhalten, was die Rinde betrift. Sie entsteht bey weitem nicht aller Orten; an einigen sieht man sie gar nicht, und kan sie durch keine Werkzeuge aus dem Wasser hervor bringen; an anderen ist sie sehr unbeträchtlich. Vor dem oberwähnten Vorgebirg di S. Giorgio sieht man in seichtem Grund einen Haufen anticker Urnen, die aufs wenigste seit vierzehn Jahrhunderten auf diesem Platz liegen müssen; viele von diesen Urnen sind weit von dem grossen Haufen, zu vieren, zweyen, dreyen hoch zerstreuet. Sie sind nicht vergraben, sondern ragen mehr als zur Hälfte über den Boden heraus; mit geringen Unkosten und Mühe kan man einige aus dem Wasser heraus ziehen. Sie sind ungefehr drey Fuß hoch, und halten etwas über einen Fuß im Durchschnitt. Auf vielen steht der Name des Meisters, in schönen und leslichen römischen Buchstaben. Viel=

leicht machten sie einen Theil der Ladung eines Schiffes aus, das hier untergegangen ist. Nun aber sind sie im Verlauf so vieler Jahrhunderte weder in der von Donati bemerkten Rinde von Seetrümmer begraben worden, noch ist diese Rinde, mit welcher sie von aussen und innen überzogen sind, über einen halben Zoll über dieselben angewachsen. Sie muß also nicht so allgemein seyn, wie **Donati** glaubte noch sich so geschwind erzeugen, wie man etwan denken könte, und daher auch die Erhöhung des Meersgrunds auch nicht so beträchtlich seyn, als man sich einbildet. Es ist ferners wahrscheinlich und den physischen Grundgesetzen angemessen, daß die Flüsse und besonders die reissenden Wasser ihren Schlamm ohnweit ihren Mündungen absetzen, und folglich eher eine Verlängerung des festen Landes, als sonst eine Veränderung in dem Grund des Meeres verursachen. * Freylich würden diese Verlängerungen des Ufers in einem See eben so gut eine Erhö-

---

* „Je mehr sich die Muschelthiere, Schaalthiere, „und Pflanzenthiere auf einer solchen Rinde ver„mehren, desto mehr füllt sie sich mit Trümmern „derselben an, und nimmt an eigner Grösse zu; „und daher erhebt sich der Grund des Meers; „zu dessen Erhöhung auch das Einstürzen von In„seln beyträgt, welches im adriatischen Meer öf„ters begegnet; ferners die Ruinen . . . rc. Dar-

hung der Wasserfläche verursachen, als die Erhöhung des Grundes, aber in unserm Meer, das mit anderen Gemeinschaft unterhält, und sich mit ihnen in Gleichgewicht setzt, scheinen sie dieses nicht bewerkstelligen zu können. Da aber die Erhöhung der Meersfläche seit den Zeiten der Römer bis auf die unsrigen eine unleugbare Sache ist, von welcher neben den von mir angeführten, **Donati** uns noch viele andere Beweißthümer geliefert, so muß sie nothwendig irgend einer grössseren und allgemeineren Ursach zugeschrieben werden. Das Sinken des Erdreichs wodurch man diese Erscheinung hat erklären wollen, scheint unmöglich in sumpfichtem und felsichtem Grund gleichförmig wirken zu können; es würde z. Ex. zu Venedig, beynahe ein beständig Wunderwerk erforderen, damit alle Gebäude sich einstimmig senkten, obschon sie weder zu gleicher Zeit noch auf einerley Art Boden erbauet worden.

Mir ist unbewußt wie es sich mit England verhält in den Gegenden, die weit von den Ausflüssen von Ströhmen und Waldwassern liegen, da

---

„aus erhellet, daß der Meersgrund nothwendig
„wachsen, und in Folg dieses Wachsthums auch
„die Wasserfläche steigen muß. rc. **Donati** an
„angef. O.

bey diesen die Verlängerung des Erdreichs sich allzu sichtbar darein mischt, als daß man einige Schlüsse daraus ziehen könne. Ich weiß, daß an der Küste des baltischen Meeres, wenn man dem Zeugniß des **Celsius**, **Dalin**, und des berühmten **von Linné** Glauben beymessen will, das bewohnbare Erdreich zunimmt, und hingegen das Meer sich zurückzieht und abnimmt; hingegen aber haben sich auch die nordischen Theologen, die doch den unsrigen so viel Böses nachreden, durch einen sonderbaren Unfall in die Sache gelegt, und mit grossem Gelärm alles geläugnet, was jene Beobachter behauptet haben, so daß man kaum mehr weiß, wem man glauben soll.

Allein unversehens bin ich weit von Primorie weg gerathen; lassen Sie uns in unser Gewässer wieder zurück kehren, und jene nach ihrem Gefallen sich unter einander zanken.

Die reichste Fischerey längst den Ufern von Primorie, ist die von Sardellen und Mackrelen. Man geht in finsteren Nächten auf diesen Fang aus. Die Fische werden durch Kähne, die man illuminatrici nennt, und auf deren Spitze Feuer von Wachholder oder Tannenspänen angezündet werden, in grossen Haufen in die nahe am Land ausgespannten Netze gelocket. Jedes dieser Netze

die da Tratta genannt werden, erfordert drey Schiffe; im grösten liegt die Tratta selbst; die beyden anderen kleineren sind mit Holz versehen, und dienen durch ihr Licht die Fische, die der Klarheit folgen bis in die Netze zu leiten. Jede Tratta braucht dreyzehn Mann, die nach einer Uebung von wenigen Jahren trefliche Schifleute abgeben, indem sie oft gezwungen sind, gegen plötzliche Stürme zu kämpfen, oder mit aller Gewalt der Ruder hartnäckige Windstille oder Widerwinde zu überwinden. Ehemals blühete die Fischerey in Dalmatien; aber seitdem diese Produckte, die im festen Land vortheilhaft abgesetzt wurden, nach und nach durch Privatinteresse in die Hände von Fremden gerathen, hat sie vieles von ihrem alten Flor verlohren, und ist jetzt weit unbeträchtlicher als vor Alters. Noch eine andere Hinderniß der Aufnahm der Fischerey ist die Theurung der Wachholder und Tannenspäne, deren sich die Einwohner mit Ausschluß alles anderen Holzes zum beleuchten bedienen; diese beyde Gattungen sind in den Bergen längst der Küste nunmehr fast gänzlich ausgerottet. Es wäre leicht diesen Schaden zu ersetzen, durch Aussteckung schicklicher Seeleuchten, wie die französischen Fischer im mittelländischen Meer thun, wenn sie des Nachts auf den Mackrelen und Sardellenfang ausgehen; vermittelst dessen würde man einen guten Theil der Kösten ersparen,

die auf jede Tratta verwendet werden, uud zugleich weniger Leute nöthig haben, worauf man in einem so unbevölkerten Land, wie Dalmatien ist, vorzüglich sehen sollte.

Dieser Fischfang fangt mit Antritt des Frühlings an, und währt den ganzen Sommer und einen guten Theil des Herbstes hindurch, ausgenommen um die Zeit des Vollmondes, da die Nächte zu hell sind. Die Fischer glauben bemerkt zu haben, diese Heere beyder Arten von Fischen kommen aus der Mitte des Golpho, und breiten sich im Kanal von Primorie aus, um ihre Nahrung aufzusuchen. Sie sagen ferners, die Speise, die sie am vorzüglichsten liebten, seyen verschiedene Gattungen von Quallen (Ortiche marine,) die in der Fischersprache Klobuci oder Mützen genennt werden, und die vom Wind getrieben gegen das Ufer zu schwimmen. Die Fische folgen ihnen nach und verschlucken sie mit grosser Begierde, wie auch andere ähnliche gallertartige Thiere, die man oft in grosser Anzahl in den Netzen findet, die aber sehr schwer zu untersuchen sind, weil sie sich ausserhalb des Wassers leicht auflösen und zerfliessen. Eine andere Speise, die die Zugfische lieben, ist ein Insekt, das Morska Buha, oder Seelaus heißt, und mit dem Oniscus Asellus Linn. übereinkommt, und das in grossen Schwärmen umher schwimmt;

so wie auch einige Gattungen von Asseln, Scolopendra) aufs höchste anderthalb Zoll lang, die bey den Fischern unter dem allgemeinen Namen Gliſtine, **Würmer** bekannt sind, und von einigen Gliſtine ſtonoghe, **hundert füßige Würmer** genannt werden. Diese Insecten verbreiten auch bey Nacht und stillem Wasser ein helles Licht, das ihren Untergang befördern hilft. Ich habe sie oft mit grossem Vergnügen an seichten Orten im finstern der Nacht herum laufen gesehen.

Neben dem Fischfang der beyden oberwähnten Gattungen, und den Netzen da Tratta, die dabey gebraucht werden, bedienen sie sich noch anderer Netze zum Fang der Ghirize oder Smaride, eines schlechten und kleinen Fisches, der zum Gebrauch des gemeinen Volkes eingesalzen wird, und der Großköpfe (Maggini, Mugil Cephalus Linn.) die die Fischer Chiffle heissen. Ghirice werden werden beynahe in allen Jahrszeiten gefangen, auf die Großköpfe geht man aber in Primorie nur im Herbst aus. In der Begattungszeit versammeln sie sich bey heftigen Regen oder Nordwinden um die Mündung des Flusses Narenta. Die Primorianer gebrauchen zu diesem Fang, der am hellen Tag vorgenommen wird, nur ein einziges Fischerboot, das mit neun Personen bemannet ist; zwey Schildwachten werden am Ufer an erhabene

Oerter ausgesetzt, um aus der Bewegung des Wassers zu schliessen, von welcher Seite der Schwarm herkommt, und denen im Schiff ein Zeichen zu geben, die alsdann zu behöriger Zeit umd am schicklichsten Ort ihr Netz auswerfen. Obschon diese Fischerey nur kurze Zeit dauert so ist sie doch sehr ergiebig. Die Großköpfe werden aufgeschnitten und eingesalzen, wie es zu Comacchio üblich ist; allein in Dalmatien sind diese Fische grösser. Die Fischer von Macarska schneiden die Rogen (bottarghe) aus, die an der Sonne gedörret sich sehr lang halten, und von vortreflichem Geschmack sind. Sie werden sogar den griechischen weit vorgezogen obschon sie viel kleiner sind.

Es ist schwehr zu berechnen, wie viel gesalzne Fische Primorie jährlich in die Handlung liefert. Die ganze Einrichtung hierüber ist überhaupt in Dalmatien sehr schlecht, und selbst an den Oertern wo der Ertrag der Fischerey am meisten verdiente in Erwägung gezogen zu werden. Gewiß ist, daß die Einwohner von Macarska, obschon sie zur Belohnung ihrer freywilligen Uebergab im Vertrieb ihrer Waaren zu Venedig viele Vorrechte geniessen, sich dennoch meistentheils begnügen, ihre gesalznen Waaren an Fremde zu verkaufen. Sie behaupten aus einer langen Erfahrung, grösseren Vortheil im Handel mit Kaufleuten des Königreichs oder

des Kirchenstaats zu finden als mit den Unsrigen. Seit zwanzig Jahren beklagen sie sich, daß der Fischfang merklich abgenommen, und kaum die Unkosten ersetze, die darauf verwendet werden. Ich kan schwehrlich glauben, daß die Fische daran Schuld seyen, noch daß sich die Menge derselben in diesen Gewässeren vermindert habe; obschon die Verschlimmerung des Meergrundes längst dem Gestad, in welchem die von nackten Bergen herabschiessenden Bäche, erdichte Theile von widerlichem Geschmack und blossen Kies absetzen, vielleicht auch dieses bewürken könnte. Meiner Meinung nach, ist die allgemeine und fortschreitende Entvölkerung Dalmatiens die Hauptursach dieses Verfalls; das Unvermögen vermindert von Jahr zu Jahr die Anzahl der Fischerkähne, und folglich vermindert sich auch die Menge herzhafter Fischer, die auch in neblichten Nächten das Meer befahren, und wie vormals mit reicher Beute beladen wieder nach Haus kommen. Nicht nur wäre es nützlich, sondern schlechterdings nothwendig, durch schickliche Aufmunterungen die Ausübung und Ausbreitung dieses Gewerbes zu beförderen. Ohne der Vermehrung der Produckte, noch der Vortheile zu gedenken, die die Handlung daraus ziehen würde, würde das National Seewesen vieles dabey gewinnen. Ihr Vaterland, Mylord, giebt uns ein einleuchtendes Beyspiel von dem Einfluß

der Fischerkunst auf die Seemacht. Freylich haben wir in unserm Golpho weder mit Wallfischen noch mit den ungeheuren Armeen von Fischen zu kämpfen, die die nordischen Meere anfüllen; aber hingegen geht auch unsere Schiffahrt weder nach Amerika noch in Indien, und daher werden unsere Fischer, die gewohnt sind in allem Wetter unsre Gewässer zu befahren, für unsere Bedürfnisse versuchte Schiffer genug.

Auf den Fang der Brachseme, Meeraale und andrer einheimischen Fische, pflegen sie ebenfalls des Nachts mit Leuchtkähnen (barche illuminate) auszugehen, und wissen sie mit sonderbarer Geschicklichkeit mit einer langen hölzernen Stange zu spiessen, die man Foscina nennt, und an die vornen ein Eisen, in Gestalt eines Kamms mit Widerhacken befestiget ist. Thaunfische, (Tonni,) Bonetfische, (Palamide) Schwerdtfische, (pesci Spade) Lizze und Goffi, * siehet man nicht selten auf den Tafeln von Macarska.

Auch Delphinen und die mit ihnen verwandte Mastfische (Physeter Tursio) trift man in diesen

* Ich habe weder die deutschen noch lateinischen Namen dieser beyden Gattungen ausfindig machen können. Ueb.

Gewässern an; bis jezt ist es aber niemand in Sinn gekommen, aus dieser kleineren Gattung Wallfische einigen Nutzen zu ziehen. Die Fischer in Dalmatien haben eine Art von Zuneigung und Dankbarkeit gegen die Delphinen indem sie glauben, sie jagen die kleinen Fische gegen die Leuchtkähne; wenn sie mit der Foscina fischen, so ermangeln sie niemals dem Delphin irgend einen grossen Fisch zu zuwerfen, als ob sie ihre Beute mit ihm theilen wollten. Hätte ich Zeit und Gelegenheit gehabt, so hätte ich mir Mühe gegeben, irgend einen verständigeren Fischer zu überzeugen, wie grossen Schaden diese Raubthiere der Fischerey zufügen, und wie grossen Vortheil man aus dem eingesalzenen Fleisch und aus dem Fett derselben ziehen könne.

Seekälber sieht man selten im Kanal von Primorie, aber zuweilen um den Ausfluß des Narenta. Sie bewohnen gern einem Grund, der mit Klippen und kleinen Inseln besezt ist, um öfters auf das Trockne steigen zu können; daher findet man sie oft längst den Küsten von Istria, und zwischen den Inseln im Golpho di Quarnaro. Die Einwohner der Küste schreiben diesen Thieren eine grosse Neigung zu den Weinbeeren zu, und versicheren heilig, sie kommen des Nachts ans

Land, um die Trauben an den Weinstöcken auszusaugen, wenn sie reif sind.

Drey Gattungen giftiger Fische werden oft in den Netzen gefangen; der pesce Colombo (Raja Pastinaca Linn.) der wegen seiner gelben Farbe Xutuglia oder Xutizza genannt wird; der pesce *Pauk*; und die *Scarpena*, oder pesce Scorpione. * Das Gift dieser drey Fische liegt im Stich der Stacheln, die sie auf dem Kopf tragen, und vor denen sich die Fischer sorgfältig hüten. Wenn sie aller Vorsicht ungeacht gestochen werden, so legen sie auf den Stich der Scarpena, die Galle deß Thieres selbst: den Stich des Pauk und des Colombo heilen sie mit der **weissen Galle**, wie sie es nennen, des Blackfisches, den sie Lighgna oder Oligagn heissen. Das sicherste Mittel aber ist die Wunde stark auszudrucken, oder sie durch einen Schnitt zu erweiteren, damit das angesteckte Blut herausfliessen könne. Der Krampffisch ist hier sehr gemein, und wird Trnak genannt. Das Erstarren das er verursacht, wenn man ihn berührt, ist weder von langer Dauer noch schlimmen Folgen.

---

* Vermuthlich gehören auch diese beyde letzteren Gattungen in das Geschlecht der Rochen. Ueb.

Die Konchylien dieser Gewässer sind weder in Absicht auf ihre Mannichfaltigkeit noch ihre Schönheit beträchtlich. Die Steckmuscheln (Pinne) die an einigen Orten in schlammichtem Grund bis zu einer Länge von zwey Fuß erwachsen, liefern eine schlechte Gattung bleyfärbiger Perlen und Seide, die Sie in Dalmatien verarbeitet gesehen haben. Ein Naturforscher, der sich einzig mit konchyliologischen, und zoophytologischen Untersuchungen beschäftigen wollte, würde in den Tiefen des adriatischen Meeres reichen Stoff für seine Neugierde finden, und eine grosse Menge wichtiger Beobachtungen sammeln können; denn man kan zuversichtlich behaupten, daß **Marsigli** und **Donati** dieses weite Feld kaum obenhin berührt haben. Polypenarbeiten müssen in der Tiefe überaus mannichfaltig seyn, und nicht selten bringt man Stücke von Madreporen und Korallen zum Vorschein. Die Korallenfischerey wird heut zu Tage ziemlich schläfrig betrieben vielleicht weil derjenige, der sie gepachtet hat, durch eine Reihe ungünstiger Umstände davon abwendig gemacht worden.

§. V.

Bewohnte Oerter längst dem Gestad von Primorie, zur Rechten und Linken von Macarska.

Bey dem kleinen Dorf Brella, das nahe am Ufer bey Vrullia auf einer Anhöhe sitzt, und wo wahrscheinlicher Weise Peguntium der Alten, und Berullia von Porphyrogeneta stuhnd, fangt das Gebieth von Macarska an. Das wenige ebene Land, das sich vom Fuß des Berges weg längst der Küste erstreckt, und die angränzenden Hügel sind ziemlich schlecht angebaut; ein guter Theil derselben wird dem Vieh zum Weidgang überlassen, obschon es weit vortheilhafter wäre sie ganz mit Reben zu bepflanzen. Ungeacht der häufigen Nordwinde, gedeyen dennoch im ganzen Gebieth von Macarska Oliven, Trauben und Baumfrüchte; letztere sind durch das Beyspiel der Poglizaner eingeführt worden, die sie längst ihrem Ufer pflanzen, und einen einträglichen Gewerb damit treiben, obschon ihnen die Kunst durch Einpfropfen die Arten zu veredeln noch unbekannt ist. Die Marasche eine Gattung Kirschen, gerathen hier vortreflich; von den Kernen derselben wird der Rossolis bereitet, der unter dem Namen Maraschino bekannt ist,

und an vielen Orten in Dalmatien, am besten aber zu Zara von dem Distillatoren Carseniga verfertiget wird.

Neben den Oliven und Reben machen in diesem Bezirk, Feigen und Mandeln das beträchtlichste Productt von Fruchtbäumen aus. Der Bau der beyden ersteren Gattungen wird hier überhaupt übel verstanden; im gleichen kleinen Guth stehen Oliven, Feigen, Mandeln, mitten unter den Reben unordentlich durch einander; die Rebstöcke werden zwey Fuß weit von einander gepflanzt, und die Schosse läst man dem Boden nach kriechen. Der jährliche Abtrag der Reben, steigt im Durchschnitt nicht bis auf vier pro Cent, die Unkosten dazu gerechnet. Die Dauer der Reben ist aufs höchste dreyßig Jahr; hier aber veralten sie weit geschwinder wegen der Vereinigung so vieler Bäume, die das Erdreich aussaugen, und das desto mehr, weil der Dung, wegen Mangel des Futters, und wegen der schlimmen Gewohnheit, das Vieh auch sogar die Nacht herum laufen zu lassen, fehlet. Wenn die Weinstöcke eines Guths ausgehen, so kan es von wenigem Nutzen seyn, wieder neue am Schatten zu pflanzen, und doch verbietet hingegen das Interesse auf der andern Seite die Fruchtbäume auszureissen. In diesem Fall besäen die Primorianer ihr Land mit

Korn; die Mühe und Zeit die sie darauf verwenden, übersteigt aber den Ertrag um vieles, obschon ihre Pflüge, die mit ihren kleinen Ochsen in Verhältniß stehen, nicht tief gehen. Diese Fehler des Landbaues sind fast durch die ganze Provinz ausgebreitet, und daher ist das Volk nach lang ausgestandener Arbeit gezwungen, sich einige Monate lang aus Mangel anderer Nahrung von wilden Wurzeln zu erhalten.

Alle Dörfer von Primorie sind wohl gelegen, und geniessen einer reinen Luft, und eines gesunden Wassers. Bast, das auf einem Hügel erbauet ist, stoßt an einen Bach nahe am Meer, der einem kleinen Haufen Hütten am Ufer den Namen Baska-Voda giebt. Es werden dort Inscriptionen und andere bearbeitete anticke Steine ausgegraben. Ein Pfeiler, der erst vor kurzem gefunden worden, verschafte mir Stoff zu einigen Beobachtungen. Er besteht aus einem Kalkstein voll Seetrümmer, und besonders Stacheln und Schaalen von versteinerten Echiniten. Ein erdharziger Saft, der ihn warscheinlich vor seiner Erhärtung durchdrungen, hat ihn dunkelgrün gefärbt. Diejenigen die den Pfeiler heraus gruben, verspührten einen starken Pechgeruch, wenn sie mit den Pickeln darauf schlugen, und führten mich deßwegen hin um diese Seltenheit zu besehen. Ich

ließ einige Stücke abschlagen, die im Abspringen einen starken Geruch von sich gaben, und es noch jetzt thun, wenn ich sie gegen einander reibe.

Die Hügel von Bast begleiten den Fuß des Biocova, und laufen hinter der Stadt Macarska, allzeit am Berg angelehnet, fort. Auf denselben liegen die Dörfer Velo-berdo, Macar, Cotisina, bey diesen beyden letzteren entspringen kleine Bäche von gutem Wasser, die nach einem kurzen Lauf in das Meer fallen. Die Landkarten von Dalmatien werfen in diesen Gegenden alle Lagen durch einander, und verstümmeln die Namen der Oerter so entsetzlich, daß es zu lang und zu verdrießlich fallen würde umständlich davon zu handeln. Es wird Ihnen am leichtesten seyn, sie mit meiner topographischen Karte zu vergleichen, die ich längst dieser Küste so zu sagen, Schritt für Schritt berichtiget habe.

Im Bezirk des kleinen Dorfes Tucepi am Meer, wohnte in einem angenehmen Landhaus, das im Geschmack der unsrigen auf der Brenta erbauet ist, Graf Grubbisich, ein gelehrter und menschenliebender Philosoph, dessen allzufrühzeitigen Tod man nie genug wird bedauern können. Er hatte sich vorgenommen, den übelverstandenen Ackerbau der Primorianer durch sein eigenes Bey-

spiel zu verbesseren; und dieses wäre ihm ohnfehlbar gelungen, wenn er ein längeres Leben genossen hätte. Er hatte angefangen sich mit dem Klima des Landes und mit der Beschaffenheit des Bodens recht bekannt zu machen, und in Folg langer und überlegter Beobachtungen sich zu einem neuen Plan von Kultur entschlossen. Die Reben seines Guths zu Tucepi an der Lehne des Hügels waren drey Fuß vom Boden aufgezogen, und an kleine Stangen und Pfähle gebunden, die der Länge nach in Gestalt eines Zaunes quer gegen die Richtung des herrschenden Windes gesteckt waren, worauf hauptsächlich bey hochliegenden Pflanzungen in diesen Gegenden zu sehen ist. Zwischen zweyen Hecken blieb immer genugsamer Raum zum Ansäen, so daß man aus dem gleichen Boden zugleich zweyerley Produckte ziehen konnte, ohne denselben zu erschöpfen. Die Trauben wurden reifer, ergiebiger und von besserer Qualität; die Rebstöcke nach italiänischer Art beschnitten, versprachen längeres Leben. Die Obst- und Maulbeerbäume wurden rings um das bearbeitete Land herum gepflanzt, so daß sie weder den Reben noch dem Getraid hinderlich seyn konnten. Olivenbäume steckte er längst den Wegen, in dem er wahrgenommen, daß sie da weit mehr Früchte bringen, und weniger von der Tröckne leiden, als wenn sie mitten im Guth gepflanzt werden. Die

trocknen Mauern, die das abhängige Erdreich zu Tucepi unterstützen, sind so gut angelegt als die besten im Toskanischen und im Venetianischen; von da hatte er auch den Bergpflug mit vier Rädern und von vier Ochsen bespannet, entlehnt, der in Primorie nicht gebräuchlich war, wo man sich begnügte die Erde mit einem sehr leichten Pflug ohne Räder, der nur von zwey kleinen Thieren gezogen wurde, auf zu kratzen.

Um seine Erfahrungen gegen alle Einwürfe zu sichern, hatte er einen Ort auserlesen, der vom Wind am stärksten bestrichen wurde, und allen anderen Unbequemlichkeiten des Klimats und eines schwehr zu bearbeitenden Bodens unterworfen war. Er wuste wohl daß Versuche in fruchtbarem Erdreich, das nahe am Wasser und von Winden beschützt ist, wenn sie gelingen, nicht der Einsicht des Landwirths sondern einzig den günstigen Umständen zugeschrieben werden. Daher wünschte mein edler Freund, daß der Landbau viel eher praktisch von Landeigenthümern als durch Schlüsse, Muthmassungen und Compilationen von Leuten gelehret würde, die nichts eigenes besitzen; er war auch kein grosser Verehrer von Schriften über diesen Gegenstand; und auf Versuche hielt er nichts, die nicht im Freyen angestellt worden. So wenig man, seiner Meinug nach, Alpenpflanzen, die im

Gärten versetzt worden, zum Gebrauch in der Arzney vor denen, die auf den Bergen sebst gesammelt werden, anwenden soll, eben so wenig glaubte er, könne man sich auf Erfahrungen verlassen, die in eingefristetem, und bewässertem Erdreich angestellt werden, als wenn der Erfolg auch in ofnem Land oder auf den Bergen damit überein stimmt.

Die Hügel von Primorie sind zum Theil felsicht, zum Theil Kultur fähig; doch erforderen auch diese letzteren vielen Fleiß und Mühe, da sie oft sehr schwer zu behandeln sind. Neben den Kreiden- und Thonerden, die sich bearbeiten lassen, giebt es halbversteinerte Lagen von eben dieser Gattung, die wenn sie aufgebrochen und einige Zeit lang dem Einfluß des Regens und der Sonne ausgesetzt werden, zu Weinbergen sehr geschickt sind, zum Oliven- und Getraidbau aber nichts taugen. Diese Erdart zerfällt in kleine rhomboidalische Theile, und wird in Primorie Bigar genannt. Der blaulichte Thon ist oft mit feinem Flußsand oder mit weisser Kalkerde, die aus der Auflösung der Marmorfelsen entspringet, vermischt, und alsdann bringt er ziemlich Getraid hervor, ausgenommen wenn der Sommer zu trocken ist. Die herrschende Gebirgsart dieser Hügel ist Sandstein, (Cote) den die Einwohner Brusniza nennen,

und der zuweilen Seetrümmer enthält. Auswendig ist dieses Gestein meistentheils rostfarbig, inwendig fast allzeit blaulicht. Diejenigen, die am Ufer bauen, erwählen dasselbe vorzüglich vor anderen Steinarten zu Fundamenten. Man findet auch Schichten von Alberese * und verschiedene Marmorarten, unter anderen eine Lage von vortreflicher röthlichter Breccia in der Besitzung der Grafen Grubbisich. Längst dem Bett der Bergbäche, die neben dem Landsitz meines verstorbenen Freundes vorbeyfliessen, sammelte ich verschiedene Gattungen zusammengesetzter Felssteine. Die Spälte die die Tagwasser sich bereitet, sind nicht tief genug ausgehölt, um sich vermittelst derselben einen hinlänglichen Begriff von dem inneren Bau der Hügel zu verschaffen, an deren Seiten die Wasser herabfliessen, deren Gerinne von Stoffen umgeben sind, die in älteren Zeiten von der Höhe des Berges herunter geschwemmt worden, ehe die reissenden Bäche von Menschenhänden in bestimmte Bette eingeschlossen worden. Nahe bey der Kirche della Madonna von Tucepi fand ich eine äusserst sonderbare Gattung von weissem Marmor ganz mit rothen geschlängelten Adern durchzogen, die

* Dichter grauer Kalkstein, aus dem schöner Kalk gebrannt wird. Ferbers Briefe, pag. 97.

fast allezeit mit grosser Regelmäßigkeit nach der gleichen Richtung laufen.

Ohnweit dieser Kirche, die mit einem Hain umgeben ist, trift man eine Menge alter slavoni-Grabmähler an, ohne einige Grabschriften, aber mit verschiedenen Bas-reliefs gezieret. Auf einem derselben steht ein Krieger in einer wunderlichen Kleidung, mit einer langen kegelförmig zugespitzten Mütze auf dem Kopf; vielleicht gründet sich auf diesen Kopfzierraht die Tradition, daß ein Doge von Venedig hier begraben liege, der im Krieg gegen die Narentaner umgekommen. Dieser Doge könnte **Pietro Candiano** gewesen seyn, der in einem Feldzug nahe bey einem Ort **Niculo** genannt, das Leben verlohr. Doch scheint das Grabmahl, und die zugespitzte Mütze selbst slavonisch zu seyn, wie es aus dem Siegel erhellet, das an einem Diploma von König **Dabiscia** hanget, und sich in der Sammlung meines verstorbenen Freundes befindet.

Im Bezirk des Dorfes **Tucepi** hat man römische und griechische Inscriptionen gefunden, die nach Italien gebracht worden. Wahrscheinlich lag in der Gegend, die jetzt **Zavorac** heißt, Laurentum des **Procops**, da diese beyde Nahmen einen mit Lorbeerbäumen bepflanzten Ort bedeuten.

Natürliche Höhlen sind da herum sehr gemein, und fast in jedem Dorf trift man welche an, die mit Mauren und zuweilen mit kleinen Kastellen nach dem Geschmack der barbarischen Jahrhunderten befestiget sind. Allem Anschein nach dienten sie in älteren Zeiten den Seeräubern zum Aufenthalt, und in neueren den Einwohnern zum Zufluchtsort gegen die Einfälle der Uscochen.

Nahe bey dem Gestad von Tucepi entspringen auf dem Grund des Meers drey Quellen, deren Wasser ohne Zweifel entweder von den grossen Wasserbehälteren kommen, die jenseits des Berges liegen, oder von irgend einem der Flüsse, die sich in den Schlünden verlieren ehe sie bis zum Meer gelangen. Eine dieser Quellen heißt Smerdegliac, Stinkquelle, wegen dem starken Geruch, den sie laut dem Bericht der Einwohner von sich giebt; der umliegende Boden wird Pakline, oder fischreicher Ort genannt. Der Geruch dieser Quelle soll aber nicht beständig seyn. Gewiß ist aufs wenigste, daß der Smerdegliac nicht immer durch sein Aufsprudeln die Oberfläche des Meeres in Bewegung setzt; zuweilen steht er einige Tage still; oft aber sieht man ihn am gleichen Tag wechselsweise erscheinen und wieder verschwinden. Die häufigen Regen jenseits des Berges, und die unterirrdischen krummen Gänge, die das von den Abgründen

ver=

verschlungene Wasser durchlaufen muß, ehe es in das Meer fällt, sind vielleicht an diesen Abwechslungen Schuld; könnte der erdharzige Geruch nicht auch von einem unterirrdischen Feuer oder Gährung herkommen, die bald mehr oder weniger heftig ist?

Nicht weit von Tucepi steht das Dorf Podgora auf einem Hügel, der den schönsten und fruchtbarsten Theil dieser Ufer bestreichet. Die kleine Landspitze von Dracevaz, die im Bezirk dieses Dorfes in das Meer heraus ragt, verdient bemerkt zu werden. Die oberen Schichten derselben bestehen aus Breccia, die unteren aus Sandstein, der durch Adern in Quaderstücke abgetheilt wird, die einer aufgeführten Mauer ähnlich sehen. Zwey von diesen Mauern ragen hervor, und umschliessen in der Mitte eine Gattung von Erdwall; die Quaderstücke laufen schief gegen das Meer aus. Unter Podgora entspringt ein kleiner Bach, der nach einem sehr kurzen Lauf bey seinem Ausfluß die Mühlen von Zarichine treibt. Vielleicht ist dieser unbedeutende Bach, der unschicklicher Weise auf irgend einer topographischen Karte angezeigt worden, Schuld, daß Kantelli zwischen Podgora und Drasnize einen Fluß gezeichnet, den er aus der Nachbarschaft von Imoski herleitet, von wannen wegen der Höhe des Biocova schlech-

terdings kein Wasser herkommen kan. Wahrscheinlich entspringt hier, der aus dem Meer hervorquillende Brunnen **Vrugliza**, oder **Mala Vrullia**, den man in der Bucht nahe bey Drasnize sieht. Er erhebt sich mit Gewalt am Fuß eines steilen Absatzes des Bergs aus dem Grund des Meers, der dort von beträchtlicher Tiefe ist, und das frische Wasser lockt eine Menge Fische dahin.

Wir stiegen bey Drasnize ab, um ein römisches Denkmaal zu sehen, das dort befindlich seyn soll, allein der unfreundliche Pfarrer des Orts hielt es vor uns aus den gewohnten Gründen des Mißtrauens und der Unwissenheit verborgen, die sich in diesem Land zum Nachtheil der Fremden mit einander vereinigen. Wir musten uns begnügen zwey slavonische Aufschriften abzuschreiben, die eine wegen der sonderbaren Figur der Buchstaben, und die andere, weil sie den Zeitpunkt des Durchzugs des Herzogs (Herceg) Stephanus durch diese Gegend anzeigt.

In Primorie ist das Wasser einer kleinen Quelle berühmt, die ohnweit der Kirche von Drasnize aus einer hohen Felsenbank entspringt, und nach einem Lauf von wenigen Klaftern über den Felsen herab in das Meer fällt. Die Einwohner behaup-

ten, es seye so leicht und heilsam als das von Nocera, und in Flaschen halte es sich viele Jahre lang, ohne sich zu verderben. In ihrer einfachen Arzneykunst machen sie häufigen und glücklichen Gebrauch davon. Es besitzt allerdings die Eigenschaften, die Hypocrates von gesundem Wasser erforderte; es ist vollkommen rein, süß, leicht und lauter. Es wäre der Mühe werth dasselbe chymisch zu zergliederen, und in unseren Spithälern Versuche damit anzustellen; da das Wasser von Nocera jährlich eine beträchtliche Summe Geldes aus dem Land führt.

Nahe bey dieser Quelle habe ich Bruchstücke von feinem Bildsäulen Marmor angetroffen, die augenscheinlich von den oberen Lagen ohnweit vom Meer losgerissen worden, und einen schönen röthlichten Marmor * der verdiente zu Verzierungen von Kirchen oder Pallästen angewendet zu werden.

Ohnweit der Quelle von Drasnize steht eine Kapelle, S. Roch gewiedmet, in welcher lange Zeit ein antickes Bas-relief verehret wurde, das vor wenig Jahren nach Venedig gebracht worden.

N 2

* Calcareus micans ruber. WALLER. §. 41. 2. (c.) und Calcareus æquabilis incarnatus. ibid. §. 41. 1. (e.)

Es stellet einen Satyr vor, zur Hälfte mit einem Mantel von Geißfell bedeckt, einen Stock in der Hand, und einen Hund zur Seiten. An einem gewissen Theil seines Leibs ist er ziemlich dem Schutzgott der Gärten ähnlich. Ein eisernes Gitter, das davor stuhnd, schützte ihn gegen profane Hände, aber verhinderte die ehrlichen Weiber und Mädchen der Nachbarschaft nicht, ihn mit vieler Ehrfurcht als das Bildniß des heiligen Rochs zu besuchen. Dieser unanständige Gegenstand des Aberglaubens wurde des Nachts aus seiner Niche weggenommen: das Volk von Drasnize gerieth beynahe in Aufruhr, da es dessen gewahr wurde, und ließ sich kaum wieder durch die Vorstellung besänftigen, daß dieser vorgebliche Heilige auf Befehl der Obrigkeit fortgeführt worden.

Fast alle Dörfe von Primorie haben Quellen von gutem Wasser, von denen einige für sehr heilsam gehalten werden. Zum Lob der Quellen von Xivogoschie sind zwey Sinngedichte im Felsen am Ufer eingehauen; eines derselben nennt sie Gesundheitsquellen; an diesem Ort quillt aber jetzt kein Wasser hervor. Indessen hat das Dorf noch einen anderen lebendigen Brunnen, etwas tiefer Landwärts an der Seite des Hügels, nahe bey dem Kloster der guten und leutseligen PP. Minori Osservanti. Auch Dervenich hat seine Quel-

len, wo vor Zeiten ein Kastell stuhnd, von dem man noch jetzt die zerfallenen Mauern sieht, und wo mein Freund Graf Grubbisich eine alte slavonische Inschrift mit verwickelten cyrillianischen Buchstaben abgeschrieben. Nicht weit von diesem Kastell zur linken des Wegs nach dem Berg steht ein grosser Leichenstein auf einem verhältnißmäßigen Fußgestell aufgerichtet, ringsum mit gothischen Ausschnitten (addentellature) und in der Mitte mit einem Bas-relief verzieret, auf dem verschiedene Figuren grob gezeichnet stehen, unter anderen ein Krieger, der ein wildes Thier umbringt. Diese gegen den Gebrauch anderer slavonischer Grabmäler, isolirte Grabstätte, gehört der alten Familie **Kostagnich** zu, die sich würklich zu Macarska niedergelassen hat. Etwas über eine Meile von **Dervenich** liegt **Zaostrog**, Rastotza des **Porphyrogeneta**, allwo man in der Kirche di S. **Barbara** zwey römische Inschriften findet. Am Ufer ist ein Kloster von PP. **Minori Osservanti**, die zu der Kirche, die sie neu aufgebauet, eine Menge anticker geschriebener Steine genommen, deren Buchstaben sie sorgfältig austilgen lassen. Sie erhielten dieselben aus benachbarten Oertern und besonders aus den Ruinen von **Narenta**; und wer weiß wie viel schöne Denkmäler durch diesen unzeitigen Eifer zu Grund gegangen? Längst dem Ufer von **Zaostrog**, das unsicher und

allen Winden ausgesetzt ist, sammelte ich Stücke von Rindenstein (Stalattite cretaceo fluviatile) mit Eindrücken von Erlenblätteren, vollkommen denjenigen ähnlich die man ohnweit Rom an der Neige des Monte Pincio findet, wo vielleicht vor alters die Tiber durchgeflossen. Man findet auch im Kiessand, der vom Meer ausgeworfen, und ursprünglich von Bergströhmen dahin gespühlt worden, viele zerstreuete Stücke eines erdharzigen, schiefrichten Gesteins, mit dünnen gleichlaufenden Blättern, von unfühlbaren Theilen, der heftig stinkt, wenn er gerieben wird, und mit dem Saustein der Mineralogen sehr genau überein kommt. Die äussere Oberfläche des Steins, die der Luft ausgesetzt ist, ist aschfärben, und paßt auf die Beschreibung des Dacosta; aber inwendig ist er schwarz. Längst dieses Ufers sammelte ich auch versteinerte Korallenpfenninge, (Nummali.)

Zwischen Zaostrog und dem Auslauf der Narenta, liegen am Fuß des Berges die Dörfer Brist und Lapçaga; und Landwärts hinter dem Vorgebirg liegt der See von Bachina, der auch in den besten Karten fehlet. Die Berge, die ihn umgeben, sind rauher und felsichter als der übrige Theil von Primorie; dessen ungeacht sind sie vormals weit mehr bewohnt gewesen als jetzo. Das zerfallene Kastell von Gradaz und die Grab=

mäler von Slavinaz, wo aller Wahrscheinlichkeit nach Labienitza des Porphorogeneta stuhnd, beweisen dieses hinlänglich. Bachinsko-Blato, oder der sumpsigte See von Bachina, soll neben den Aalen, die er mit anderen Seen gemein hat, noch andere Gattungen von Fischen enthalten, die ihm eigen sind; dieses mangelt aber durch wiederholte Beobachtungen bestätiget zu werden.

§. VI.

Schlünde von Coccorich; Seen von Rastok, Jezero und Desna; Fluß Trebisat.

Ich verließ das Kloster von Zaostrog um den See von Rastok zu besehen, aus welchem, laut einige Geographen, der Fluß Norin entspringen soll, worin aber die Einwohner von Primorie nicht beystimmen. Ich nahm den Weg über Dervenich zu Pferd längst dem Biocova, allein ich konnte meine Reise nicht lang mit gleicher Bequemlichkeit fortsetzen. Der Weg zu oberst auf dem Berg geht oft über eingestürzte Felsmassen, oft längst dem Rand von fürchterlichen Abgründen. Sobald ich den Gipfel des Biocova überstiegen, setzte ich meine Reise theils zu Fuß theils zu Pferd fort, in Begleit der Leute, die mir der

höfliche Woiwode Pervan von Coccorich entgegen gesandt hatte. Die Morlacken gehen innerhalb fünf Meilen zu Fuß, von Zaostrog bis Coccorich; allein sie klettern mit ausserordentlicher Geschicklichkeit über die steilsten Felsen, und lassen sich so behend an den unwegsamsten Oertern herunter, die von Vögeln allein scheinen betreten werden zu können. Ich hingegen gebrauchte sechs ganze Stunden, um über den Berg zu kommen, und gelangte endlich zu der Wohnung des guten Woiwoden, der mich mit der aufrichtigsten Leutseligkeit aufnahm. Die Wohnzimmer dieses ehrlichen Mannes sind nach türkischer Weise in Form von Thürmen gebauet. Ich bewohnte einen abgesonderten Thurm, aus dem ich zu Essenszeit in den der Familie zuständigen hinüber gieng. Bey meinem Eintritt erschienen die Frau und Schwiegertochter meines Wirths um mir die Hand zu küssen, hernach sah ich sie nicht wieder, als im Augenblick, da ich nach geendigter Mahlzeit wieder fortgieng. Die Kinder des Hauses saßen unter der Thürschwelle, und betrachteten mich und meinen Zeichner als zwey fremde Thiere, deren Aufzug und Sitten ihnen völlig neu waren. Der ehrwürdige Greis saß mit uns zu Tische; die auf türkisch zubereiteten Speisen wurden von seinem Sohn aufgetragen. Der Woiwode spielt in diesem kleinen Ländchen eine ansehnliche Rolle, und

besitzt würlich Einsichten und Talente, obschon sie durch keinen Aufenthalt in Städten entwickelt worden; in seiner Jugend hat er viele verliebte und heroische Gedichte verfertiget. Er erzählte mir von einigen Schlünden, aus denen zuweilen das Wasser im Herbst und Frühling mit so grosser Gewalt und in solcher Menge herausbricht, daß das drey starke Meilen lange Thal von Coccorich in Zeit von wenig Tagen in einen tiefen See verwandelt wird. Das Haus des Pervan liegt auf einer Anhöhe, von welcher man ziemlich weit bis in das Thal hinunter zu steigen hat; dessen ungeacht stieg das Wasser unversehens in einer Nacht so ausserordentlich, daß es bis an das zweyte Stockwerk des Thurms reichte, den der gute Alte bewohnte, der mit Mühe durch die Flucht sich retten konnte. Ich gieng hin um einen oder zwey dieser Schlünde zu besehen, die alle einander ähnlich sind. Der Rasen umher ist mit geschwärzten Moosen und Konferven überzogen, die ihnen ein trauriges Aussehen geben. Der gröste Schlund hat an der Oefnung zwanzig Fuß im Durchschnitt; und ist hundert und zwanzig Fuß tief; der Grund ist immer mit Wasser bedeckt; vor einigen Jahren versuchte es jemand, die Menge und Höhe desselben zu messen; er fand zwölf Fuß, und die Wasserfläche stimmte mit derjenigen des Lago di Jezero überein, der einige Meilen davon entfernt

ist. Nach starken Regen im Inneren von Bosnien speyen die Schlünde, oder Jame, wie die Slavonier sie nennen, bis auf zwanzig Fuß hohe Wassersäulen aus. In Zeit von vierzehn Tagen pflegt der See von Coccorich seine gröste Höhe zu erreichen; zuweilen übersteigt sie unerwartet das gewöhnliche Maas wenn neue Regen einfallen, oder der Schnee im Inneren des Landes stark schmilzet. Nach Verlauf von zweyen Monaten kommt das Thal wieder ins Trockne. Eine grosse Menge von Fischen, wird zugleich mit diesen riesenmässigen Quellen aus den Eingeweiden der Erde ausgeworfen. Bey dem Sinken des Wassers werden viele derselben von den Einwohnern in Reusen, oder in Netzen gefangen, die sie an der Mündung des Schlundes ausspannen. Die wenige Tiefe des Erdreichs im Thal von Coccorich, macht daß die Luft auch nach dem Ablauf des Wassers nicht ungesund wird.

Eine kleine Meile von der Wohnung des Woiwoden findet man eine Quelle von Asphalt, derjenigen auf Bua ähnlich. Sie scheint von den Türken betrieben worden zu seyn, ehe die Venezianer das Land eingenommen; allein ihre Entfernung vom Meer und die Rauhigkeit des Wegs, lassen keinen beträchtlichen Vortheil davon hoffen. Das Kalkgestein, das die äussere Decke der Ber-

gen von Coccorich und Vergoraz ausmacht, wechselt mit Breccia ab, und ist bald mit Ceratophiten bald mit Lenticularien oder Korallenpfenningen angefüllt.

Vergoraz ist ein nackter Fels, der vor Zeiten einen gut bevölkerten türkischen Flecken deckte, weil er ungeacht des dazwischen liegenden Berges, für einen zur Seehandlung wohl gelegenen Ort gehalten wurde. Heut zu Tag ist es ein blosser Steinhaufen, der von wenigen und armen Haushaltungen bewohnt wird. Die vom Vergoraz bestrichenen Ebenen sind den Ueberschwemmungen stark unterworfen; daher werden die Einwohner oft aus Hunger gezwungen entweder zu stehlen, oder auf türkischem Boden ihren Lebensunterhalt zu suchen. Die Justitz wird dort durch einen Oberamtmann verwaltet, der gemeiniglich aus dem Geschlecht der Furiosi von Almissa genommen wird, das am meisten zur Eroberung dieser Gegend beygetragen hat. Am Fuß des Vergoraz liegt das ebene und ziemlich ausgebreitete Thal von Rastok; derjenige Theil der zwischen dem Joch des Vergoraz und den rauhen Gebirgen an der ottomannischen Gränze fortlauft, wird von einem Arm des Flusses Trebisat durchflossen, der anstatt gegen Osten zu laufen, einen ganz entgegen gesetzten Weg nimmt, und an den

Fuß der Bergkette gelangt, wo sie eine bogenförmige Krümmung macht. Durch diese und durch den Sand eines Bergbaches aufgehalten, wendet sich der kleine Trebisat zur Linken; aber anstatt seinem natürlichen Lauf wieder zu folgen, vertheilt er sich in mehrere Aeste, und stürzt sich in einige Schlünde, die in dieser Gegend offen stehen. Zur Zeit da ich dort war, war das Wasser das die Ebene von Rastok zu einem veränderlichen See macht, abgeflossen, daher konnte ich den Fluß in der Nähe untersuchen, der sich an verschiedenen Orten unter die Erde versteckt. Die Vergorzaner haben die Mündungen der Schlünde mit trocknem Mauerwerk inwendig umgeben, und an die Oeffnungen die noch übrig sind, Reusen angebracht, um die Fische aufzuheben, die sich sonst unter dem Boden verlieren würden. Es ist augenscheinlich daß dieser unbesonnene Trieb nach einem so unbeträchtlichen Gewinn, die Verstopfung dieser Abzugslöcher befördert; und dadurch das Austrocknen des überschwemten Landes zum grösten Nachtheil der Bevölkerung von **Vergoraz** verhindert. Wohin durch diese unterirrdische Höhlen der verschlungene Arm des Trebisats komme, kan ich nicht sagen; aber vielleicht betriegen sich diejenigen, die den Fluß **Norin**, der zwanzig Meilen davon entfernt ist, daraus herleiten, ohne nur einmal zu melden, daß er diesen Weg unter dem Boden

durch zurück lege. Eben so findet man in den Prolegomenis des P. Farlati eine andere falsche Behauptung in Absicht des Flusses Lika, der sich auf ähnliche Weise verhält wie der Trebisat. Der gelehrte Verfasser läßt ihn bey Carlobago in das Meer fallen, da es doch gewiß ist, daß der Lika bey Graççaz entspringt, und sich im Thal von Cocigne am Fuß der Montagne Morlacca eine Tagreise vom Meer weg, unter dem Boden verliehrt, so wie auch der kleine Fluß Gaschiza oder Guschiza, nachdem er unter Ottoçaz durchgeflossen, bey Suizza sich in Schlünde versenkt. Es ist zwar wahr, daß man vorgiebt, hölzerne Geschirre, die der Fluß bey Suizza weggeschwemmt, seyen im Meer nahe bey dem Dorf di S. Giorgio auf dem Kanal der Morlachey gefunden worden, wo Quellen aus dem Grund des Meers entspringen, so wie man auch behauptet, die unter dem Meer befindlichen Quellen bey Starigrad, haben ihren Ursprung von dem Fluß Lika; allein dessen ungeacht hat ein Geograph Unrecht an solchen Oertern Mündungen von Flüssen zu zeichnen. Mit gleichen Fug setzt Kantelli die Mündungen von zweyen Flüssen, die aus den Seen von Prolosaz und Imoski entspringen, an den Ort wo man die beyden Vrullie im Meer sieht, obschon zwischen diesen Seen und den Vrul-

lie, eine zwanzig Meilen lange Reihe von Bergen innen lieget.

Die rauhe Bergkette von **Vergoraz** erstreckt sich gegen Osten bis zu dem Ursprung des **Norin**, und scheidet das türkische Gebieth von **Gliubuski** von den Seen **Jesero**, **Jeseraz**, **Desna** und **Bachinsko = Blato**. Der erste dieser Seen ist zehen starke Meilen lang, und mit kleinen Klippen und buschichten Inseln besäet, deren Anblick, von der Höhe betrachtet, überaus reitzend ist. Jezero ist ganz mit Gebirgen umgeben; ich sah ihn von **Prologh** aus, wohin ich gieng, um einige slavonische Inschriften abzuschreiben. Das Wasser dieses Sees, der als der gröste dieser ganzen Gegend vorzüglich Jezero genannt wird, ist vollkommen lauter und klar. An einigen Orten sieht man auf dem Grund Ruinen von Gebäuden; dieses bestätiget die Erzählung der umliegenden Einwohner, daß dieser See vormals eine bewohnbare Ebene gewesen, deren Wasser sich in Schlünde oder unterirrdische Jame ausleerte, die die Türken zustopften, als sie die Gegend verliessen. Noch jetzt hat er einen Ausfluß gegen Süden, wo er sich in die Höhle von **Czernivir** ergießt; nach einer unterirrdischen Reise von zweyen Meilen, erzeugt er nach der Aussage der Einwohner den **Desna**-See, ergießt sich hernach in den schwarzen Kanal,

der zwey Meilen vom Meer in die Narenta fällt. Der Jezero trocknet zuweilen auf; die morlackischen Bauern benutzen alsdann auf ihre Manier den fetten Grund desselben, so wie auch die Ebene von Rastok, wenn sie in der günstigen Jahrszeit vom Wasser entblößt wird. Jeseraz, ist wie der Name es anzeigt, ein kleiner See, der fast alle Jahr austrocknet, wenn nicht heftige Regen einfallen.

Das Land, das zwischen Vergoraz, den narentinischen Sümpfen, und dem Meer innen liegt, ist überhaupt weniger Kultur fähig, weil es theils felsicht theils vom Wasser überschwemmt ist; aber weit fruchtbarer sind die jenseits unsern Gränzen vom Trebisat bewässerten Ebenen. Indessen macht die wenige Sorgfalt der Türken, daß sie beynahe den grösten Theil des Jahrs unter Wasser liegen; der Fluß ist auf keine Weise eingefaßt, sondern trittet alle Augenblick mitten in der Ebene aus. Das Wasser des Trebisat ist tophhaltig, da wo er sich ergießt, besteht die äusserste Schichte des Bodens oft aus kleinen Flittern, Trümmern von Pflanzen und Neriten, die mit kreidenartigem Toph überzogen sind. Längst dem Fluß sind weite Strecken von Wäldern, mitten durch welche die alte Heerstrasse (antica via militare) gieng, die die Gemeinschaft zwischen Salona und Narona unter-

hielt. Ich stieg hier ab, um einige alte slavonische Denkmäler zu besichtigen, die man hier findet; ich konnte mich aber nicht lang mit Aufsuchung von Grabschriften beschäftigen, theils weil der Wald über die maassen sumpficht war, theils weil meine Führer mich nicht versichern wollten, daß die Türken, von denen vielleicht ein Haufen auf uns stossen könnte, meiner Neubegierde gelassen zusehen würden. Der gröste Theil der Grabmähler besteht aus ungeheuren Stücken von Marmor, denen ähnlich, auf denen ich die Ehre hatte in ihrer Gesellschaft ohnweit des Ursprungs der Cettina, mit der zahlreichen Menge unsrer guten Morlacken zu speisen. Die Bas-reliefs auf dem Todtenacker am Ufer des Trebisat, sind aber noch weit seltsamer als die von Vrilo-Cettine.

§. VII.

Flüsse Norin und Narenta; Ebene die sie durchlaufen.

Gegen das End einer beschwerlichen Tagreise befand ich mich in einem Winkel der venezianischen Gränze, der zwischen rauhe Kalkfelsen hineinlauft, an deren Fuß der Fluß Norin entspringt. Von seiner Quelle an sich selbst überlassen, macht er einen weiten Bezirk sumpficht, der ganz mit Schilf-

rohr,

rohr, Weiden und Erlen überwachsen ist. Bey Prud ist ein kleiner Raum von trocknem Land zwischen dem Fuß der Berge und dem Sumpf, der ganz mit anticken behauenen Steinen, Bruchstücken von Inscriptionen, verstümmelten Säulen, Capitälern und Bas-reliefs aus den Zeiten des besten Geschmacks übersäet ist, die durch die Hand der Zeit und die Barbarey der nordischen Völker verunstaltet worden, die Narona zerstört haben. Die Einwohner, die oft im Sumpf Rohre hauen, versicheren, man sehe unter dem Wasser noch Spuhren dieser weitläufigen Stadt. Zuverläßig hatte sie eine Länge von drey Meilen längst dem Gebirg, und wer weiß wie weit sie sich in die Ebene hinaus mag erstreckt haben. Die alte Strasse ist versunken; wir musten durch einen ungebahnten und felsichten Weg klettern, um auf den Gipfel des rauhen Hügels zu gelangen, auf dem allem Anschein nach zu Zeiten der Römer die Festungswerke angelegt waren, die dem Vatinius so viel zu schaffen gaben. Längst diesem Fußweg sieht man Spuhren von alten Inschriften im Felsen eingehauen. Das arme Dorf Vido steht heut zu Tag da, wo vormals Tempel und Palläste der Römer stuhnden; man sieht noch beträchtliche Ueberbleibsel von Bäderen, Wasserleitungen, grossen Gebäuden und Mauern; die elenden Hütten der Morlacken, die dort wohnen, sind ganz auf

schönen anticken Steinen aufgebauet. Es sind wenig Steinschriften noch übrig; sie sind meistentheils alle nach Italien hinüber gebracht worden. Ich habe nur zwey einzige abgeschrieben: vielleicht sind noch andere da, zu denen mich die Einwohner aus boshafter Trägheit nicht hinführen wollten. Von dem zahlreichen und furchtbaren seeräuberischen Volk, daß in den mittleren Zeiten dieses Land inn hatte, und das endlich nach langwierigen Kriegen von den Venetianern ausgerottet worden, ist nicht das geringste Denkmahl mehr übrig. Vielleicht würde man umsonst einige gesucht haben, wenn sie auch gleich eine Gegend bewohnt hätten, die von Ueberschwemmungen frey gewesen wäre. Diese raubbegierigen Korsaren waren wahrscheinlicher Weise aller Künste beraubt, und bekümmerten sich so wenig um ihre Nachkommen als um ihre Voreltern.

Einige Erdbeschreiber, unter anderen **Büsching** sagen: das alte **Narona** seye auf eben den Hügel gestanden, auf dem jezt **Citclut** stehet, ein kleiner befestigter Ort, der den Türken gehöret; allein **Citclut** liegt ungefehr acht Meilen von den Ruinen von **Narona**; und wenn anticke Steine zur Aufbauung desselben gebraucht worden, so ist zu vermuthen, sie seyen von **Vido** dahin geführt worden. **Martiniere** und verschiedene Cartenste-

cher bezeichnen mit dem Namen Narenta eine Stadt, die nicht existirt. Nach einem kurzen Lauf von sechs Meilen fällt der Norin in den Fluß Narenta, dem Porphyrogeneta allein den Namen Oronzio giebt. Durch diesen Zuwachs, und durch das Wasser, das von den Bergen von Xarabie herab fließt, vergrössert, erweitert sich die Narenta in Form eines Sees, darauf vertheilt sie sich in zwey grosse Arme, die drey Meilen weiter unten die Insel Opus einfassen. Das Wasser ist um diese Insel herum gesalzen, und nicht selten steigt der bittere Geschmack desselben bis jenseits der Mündung des Norin, zwölf Meilen tief in das Land hinein. Dessen ungeacht wird es von den Einwohnern getrunken, und ist vielleicht die vornehmste Ursache der Krankheiten, denen sie unterworfen sind. Auf der Insel Opus liegt ein kleines Fort, das mit Erdwällen befestiget ist. Neben bey stehen zwey morlackische Dörfer, die den Namen von Flecken (Borghi) tragen; das eine derselben bewohnen Morlacken von griechischer Religion. Die Mannspersonen sind wie alle übrige Morlacken gekleidet; die Weiber, wenn sie in ihrem grösten Schmuck sind, tragen einen Kaftan oder türkisches Oberkleid. (Tab. XIII. Fig. 11.)

Ich hielt mich einige Tage in Opus, allwo ich auf das höchste von der adelichen Familie Noncovich bewirthet wurde, auf, in der Hofnung bis nach Mostar zu kommen, um dort die alte römische Brücke abzeichnen zu lassen, die dieser den Türken zugehörigen bosnischen Handelsstadt ihren Namen giebt; * allein ein Beamter des narentiner Districkts, (Craina Narentina,) der mir heilig versprochen hatte, mich dorthin zu führen, brach sein Versprechen auf eine schändliche Weise, und ließ mich stecken. Sie können denken, Mylord, wie weh mir dieses that, da ich dadurch ausser Stand gesetzt wurde, Ihnen die kleine Gefälligkeit zu erweisen, die Sie von mir begehrt hatten.

Es scheint die alten Erdbeschreiber haben diesen Theil von Dalmatien wenig gekannt; so wie ihn auch die Unsrigen schlecht kennen, die in Ansehen des Ursprungs der Flüsse, der Lage und der Benennung der bewohnten Oerter in so viele Irrthümer verfallen. Scylax Cariandenus, dessen Beschreibung der Gegend von Narenta, P. Farlati als unrichtig tadelt, scheint mir dieses Land weit besser als die alten Schriftsteller, und unendlich besser als die Neuern gekannt zu haben. Wahrscheinlicher Weise kam es ihm niemals in

---

* Most stari, alte Brücke.

den Sinn, den Fluß Naron aus dem See von Imoski herzuleiten, wie Farlati es glaubt, sondern wohl aus dem Sumpf, der heut zu Tag die Ebene von Narenta genannt wird. Hier sind seine eigenen Worte: „Nach den Nastäern (den „Bewohnern der Ufer der Cettina und der Land„schaft Primorie) kommt der Fluß Naron. „Er ist so groß und schiffbar, daß Galeren und „andere Fahrzeuge auf demselben bis zu dem „Marktflecken hinauf fahren können, der achtzig „Stadien vom Meer im Land innen liegt. Dort „wohnen die Manier, ein illyrisches Volk. Jen„seits dieses Marktfleckens ist ein grosser See, der „bis an die Grenzen der Autariater, ebenfalls „eines illyrischen Volkes, sich erstreckt, und in die„sem See liegt eine Insel von hundert und zwan„zig Stadien, deren Felder sehr fruchtbar sind. „Aus diesem See entspringt der Fluß Naron.“ * Wollte man annehmen die Stelle, **jenseits des Marktfleckens** seye verfälscht, und anstatt dessen müste man lesen, **disseits**, so hätte alles seine Richtigkeit. Die von ihm angeführte Insel wäre die Insel **Opus**, deren Grösse sich ungefähr auf hundert und zwanzig Stadien belauft; der See

O 3

* Scyl. Cariand, inter Geograph. min. Hudsoni. pag. 9.

wäre das erweiterte Bett des Flusses, da wo er sich theilet um die Insel einzuschliessen; endlich ist der Handelsort **Narona** nicht völlig über achtzig Stadien in gerader Linie vom Meer entfernet, und **Plinius** hat Unrecht denselben in eine grössere Entfernung zu setzen. Will man aber den Text des Scylax unverändert lassen, so kan man vermuthen, der See, von dem er redet, sey die Ebene von Rastok * und von Trebisat, die zur Zeit ihrer Ueberschwemmung den Namen eines Sees wohl verdienet, und von welcher ein grosser Strich, der etwas höher liegt, des Ackerbaues fähig ist, und der heut zu Tag den Kern des Gebiets von Gliubuski ausmacht. In diesem Fall hätte Scilax den **Naron** mit dem Trebisat verwechselt, der aus diesen Ebenen in die **Narenta** fällt. Vielleicht ist auch die Insel, deren Fruchtbarkeit der alte Schriftsteller anrühmt, diejenige Strecke Landes, die zwischen dem Norin und der Narenta liegt, und die vielleicht vor Alters durch eine Vereinigung der beyden Flüsse vom übrigen Land abgeschnitten wurde, die am Fuß des Hügels von Citluc vorbey

---

* Die grössere Analogie der Namen könnte verleiten zu glauben, Rastoza des **Porphyrogenets** sey Rassok und nicht Zaostrog; allein Rastoza lag wie Mocros am Meer und trieb die Fischerey, und kan also keineswegs für Rastok genommen werden, das weit im Land innen ist.

gieng, wo sich heut zu Tag Sumpfland und ein unschiffbarer Kanal befindet. Wollte man tiefer in das Land hineingehen, so müste man das erhöhete Erdreich des Mostarsko-Blato oder des sumpfichten Sees von Mostar untersuchen, von dem man ziemlich zuverläßig behaupten kan, daß aus demselben die Narenta herkomme, um sich durch drey Mündungen majestätisch in das Meer zu ergiessen.

Die Ufer dieses Flusses waren bey den alten Griechen wegen ihren Arzneykräutern berühmt. Nikander in seinem Gedicht, das den Namen Theriaca führt, befiehlt die Iris dort einzusammeln. Theophrast, beym Athenäus, * rühmt die weit vom Meer entlegenen Berge Illyriens, vor allen anderen Ländern aus, die diese Pflanze hervorbringen. Darinn stimmt er mit dem Nikander überein, wenn man diejenigen Gebirge versteht, aus denen die Narenta entspringt. Bey diesem Anlaß scheint es mir nicht unschicklich zu erwähnen, daß die Türken zu Mostar und im übrigen Theil von Bosnien mit der Infusion von Honigkuchen, im Wasser vermittelst der Gährung, eine Art Hydromel bereiten, das sie Scerbèt nennen, und

* ATHEN. Deipnosoph. Lib. XV. Cap. VIII.

das mit demjenigen überein kommt, das die Taulanzier, die ehmaligen Bewohner dieser Gegenden gebrauchten, dessen Zubereitung ausführlich, von dem Verfasser des Werks, de auditis mirabilibus, beschrieben wird. * Unsere Nachbaren, die nicht ohne heftige Gewissensbisse ein Glas Wein trinken würden, machen sich hingegen kein Bedenken, sich mit Scerbêt zu berauschen. Sie machen auch starken Gebrauch von Rakia, einer Gattung Aquavit, aus abgestreiften Weintrauben bereitet; überdieß haben sie verschiedene Zubereitungen von gekochtem Most, deren sie sich ohne einige Scrupel bedienen. Musceliz und Tussia sind Getränke von dieser Art, die sehr berauschend sind; allein die türkischen Kasuisten wissen dieser Schwierigkeit treflich abzuhelfen. Die Eigenschaft des alten Muscelez, den man um ihn zu trinken, zuerst in

* „Man erzählt, die Taulanzier, ein illyrisches Volk, „machen Wein aus Honig; sie drucken Honigkuchen „im Wasser aus, und lassen es bis zur Hälfte ein„kochen; darauf giessen sie es in irrdene Geschirr, „da es alsdann sehr süß zu trinken ist; darauf „wird es in hölzernen Gefässen aufbewahret, bis es „einen wahren Weingeschmack angenommen. Die„ses Getränk ist angenehm und gesund, zuweilen „soll es auch in Griechenland verfertiget werden, „und von altem Wein nicht zu unterscheiden seyn.“ Aristot. de audit. mirab.

einer andern Flüßigkeit auflösen muß, giebt ihm eine Aehnlichkeit mit den Weinen der Alten.

Grosse Fahrzeuge können auf der Narenta nicht weiter als bis zu dem Flecken Metkovich hinauf steigen; kleinere gehen bis nach Pocitegl; aber nicht weiter, laut dem Bericht der Einwohner. Die Schriftsteller müssen also übel berichtet worden seyn, die glauben, sie seye bis nach Mostar schiffbar; wenn dieses möglich wäre, so würden gewiß die türkischen Waaren von da mit minderer Beschwerde und weniger Unkösten auf dem Wasser herunter gebracht werden, als über Land.

Das beträchtlichste Produckt der narentinischen Sümpfe sind die Aale, die in grosser Menge aus dem Meer dahin kommen. Kein Ort in ganz Dalmatien ist vielleicht schicklicher eingeschloßne und regelmäßige Fischbehälter (Lavorieri) anzulegen, wie die zu Comacchio sind. Gewiß ist, daß der Abtrag an gesalzenen und geräucherten Aalen in wenig Jahren so hoch steigen würde, daß die Nation die grossen Summen, die jährlich zum Einkauf derselben in äussere Länder verschickt werden, ersparen könnte. Allein heut zu Tag ist der Ertrag von Narenta von wenigem Belang, weil die Fischerey schlecht betrieben wird. Der Boden

ist nicht eingerichtet wie er seyn sollte, noch sind die Verpfählungen regelmäßig angelegt. Die Fische die in diesen Sümpfen gefangen werden, sind ungesund, wenn sie sogleich gegessen werden; werden sie aber in Fischteichen gereinigt, so kan man sie ohne Nachtheil geniessen, gleich wie auch wenn sie eingesalzen sind.

Aussert den Aalen werden in der Narenta noch verschiedene andere Arten schmackhafter Fische gefangen, als Lachse und Forellen, die häufig von oben hinunter kommen. Gegen die Mündung zu und um die Insel Opus herum, streichen zur Laichzeit Meeräsche in Menge, die ebenfalls einem nur mittelmäßig anschlägigen Volk eine reiche Beute verschaffen würden. Die Kähne, die auf der Narenta gebraucht werden, sind äusserst klein und leicht. Man heißt sie Ciopule; ein Name, den auch die Morlacken an der Kerka und Cettina ihren Nachen geben. Die Ciopule oder Zopoli von Narenta bestehen nicht aus einem einzigen Stamm, sondern sind aus dünnen Brettern zusammen gesetzt, die inwendig mit kleinen Querhölzern (costole) unter einander verbunden sind. Hinten und vornen laufen sie gleich spitzig zu, und haben nicht den geringsten Rand (orlo o banda;) ihre Kleinheit, und der schmale Raum, der denjenigen, der darauf fährt, vom Wasser absondert,

macht schaudern. Die Schiffleute (Zopolieri) gebrauchen keine Ruder, sondern treiben ihren Kahn mit Schaufeln, die ungefehr vier Fuß lang sind, und die sie regieren, indem sie auf ihren kreutzweis über einander gelegten Beinen sitzen.

Der Boden um die Narenta, in den Gegenden die nicht beständig unter Wasser liegen ist sandigt, so wie es jedes Erdreich zu seyn pflegt, das häufigen Austretungen eines Flusses unterworfen ist, der durch keine Dämme eingeschlossen, und von reissenden Bergströhmen aufgeschwollen wird. Diesen Ueberschwemmungen hat die Insel Opus, die denselben noch jetzt ausgesetzt ist, eine Erhöhung von zehen Fuß seit den Zeiten der Römer weg bis auf die unsrigen zu verdanken. Eine Grube die dort in dem Garten der Hrn. Noncovich ausgegraben worden, erlaubte mir die verschiedenen Schichten zu sehen, die stufenweis den alten Boden überdeckt haben, auf dem man in obbemeldter Tiefe noch Bruchstücke von gläsernen und irrdenen römischen Gefässen antrift. Dieser Erhöhung ungeacht ist die Insel nicht aller Orten kultivabel; es bleiben noch grosse sumpfigte Strecken, die aber ohne grosse Schwierigkeiten abgetrocknet und benutzt werden könnten. Der Ueberfluß aller Arten von Produckten in den narentanischen Ebenen, sollte die Einwohner aufmuntern, wenn

sie nicht von einer so unüberwindlichen Trägheit wären, die vielleicht eine Folge der dicken Luft ist, die sie druckt und umgiebt. Pflanzengewächse von allen Arten, Türkenkorn, Getraid, Oliven besonders, gedeyen ausserordentlich wohl; die Maulbeerbäume gelangen in wenigen Jahren zu einer erstaunenden Höhe; die Seidenwürmer die sich davon ernähren, geben vortrefliche Seide. Die Reben sind wenig erträglich; man kan sich aber nicht genug verwunderen, daß sie sich noch so erhalten können, da sie alle Jahre lang unter Wasser stehen, besonders in der Ebene, die zwischen beyden Flüssen innen liegt gegen **Metkovich** über, einem von gesunden, arbeitsamen und herzhaften Einwohnern wohl bevölkerten Flecken.

Ungeacht der Fruchtbarkeit des Bodens und der glücklichen Lage in Absicht auf die Handlung mit den Türken, ist das Land von Narenta wenig bevölkert, und wird noch weniger von den Seefahrenden besucht, die die schlimmen Wirkungen der dortigen Luft scheuen, die vielleicht zu der Benenung Neretva od Boga procleta **Narenta von Gott verflucht**, Anlaß gegeben hat, welche bey den Dalmatiern zum Sprichwort geworden ist. Der gelehrte **Giuseppe Pujati**, der als Professor zu Padua, allwo er verschiedene Jahre mit größtem Ruhm die Arzneykunst gelehrt, verstor-

ben, hat eine Abhandlung de morbo naroniano herausgegeben, die jedermann abschrecken muß, besonders im Herbst dahin zu reisen. Doch war ich im October dort, und hielt mich bey vierzehn Tagen daselbst auf; vermittelst einiger einfältigen Verwahrungsmittel erhielt ich mich und alle meine Schiffleute gesund, die anfänglich viele Schwierigkeiten gemacht hatten, mich dahin zu führen. Das Wasser, das an einigen Orten stockt, wird so giftig, daß es die Fische tödtet, die sich darinn aufhalten. Pujati versichert, die Sumpfvögel, deren es hier eine unzählbare Menge giebt, kommen oft durch die tödtlichen Ausdünstungen um. Er betrachtet die narentinischen Herbstfieber als eine Art von Pest, die schwerlich einige Heilung annimmt.

Jeder Einwohner dieser Gegend hat sein kleines Zelt, um sich des Nachts vor den Mücken oder anderen Inseckten zu bewahren; wohlhabende Leute halten sich im Sommer auch den Tag hindurch unter tüchenen Zeltern auf. Die Menge dieser unbequemen Thiere, war auch noch zur Zeit, da ich dort war, ganz unerträglich. Ein Geistlicher wies mir ein Gewächs oder Beule, die er auf der Stirne trug, und die er mir versicherte vom Stich einer Mücke entstanden zu seyn. Es ist ein Mann von vielem Scharfsinn; er sagte

mir, er muthmasse, die Fieber, von denen die Narentiner so sehr geplagt würden, werden vom Stich dieser Insecten verursachet, die, nachdem sie verfaulte Thiere oder vielleicht giftige Pflanzen ausgesogen, sich auf Menschen setzen, um auch an ihnen zu saugen. Die Mittheilung irgend einer Ansteckung auch durch diesen Weg, scheint allerdings nicht unmöglich; aufs wenigste ist die Muthmassung sinnreich. Die Ungesundheit des Landes ist indessen nicht unüberwindlich; einige Theile desselben sind durch die Kultur des Erdreichs würklich bewohnbar gemacht worden. Aufmunterung des Landbaus, und Beyspiele besonders, können dasselbe wieder in eben das reiche und anmuthige Land verwandeln, daß es vor uralten Zeiten gewesen seyn muß.

Die Hügel, die diese Gegend umringen, sind gröstentheils kalkicht; die Steinarten derselben kommen völlig mit denen auf den Inseln überein. Man entdeckt hier weder foßilische Seltenheiten, noch andere gemeinnützige Dinge, eine einzige Asphaltquelle ausgenommen, die sich am Fuß des Berges Rabba im Gebieth von Slivno in Xarabie befindet. Ich habe diese Gegend nicht besucht, noch eine Höhle von weissem Marmor, die an einem Ort, das Comin heißt, befindlich seyn soll. Der gebirgichte Theil ist ganz voll Höhlen

und Schlünde, von denen man Wunder erzählt. Ich hatte in meinem Schiff einen Frater bey mir, von dem man mir Hofnung gemacht hatte, daß ich brauchbare Nachrichten erhalten würde. Dieser erzehlte mir das unsinnigste Zeug, das immer der dümste Aberglaube aushecken kan. Er verschwuhr sich auf das Schreyen von Kindern in diesen Schlünden, und auf Hexentänze in den Höhlen, als wenn er tausendmal dabey gewesen wäre. Er versicherte mich, er besitze einen Segensspruch, dem kein Fieber widerstehen könne. Da ich ihn fragte, warum er denn nicht dieses ganze elende Volk kurire, und dadurch Gott und den Menschen ein gefälliges Werk thue? antwortete er mir ganz offenherzig: Für dies Wunderwerk wolle er gut bezahlt seyn, und frage wenig darnach, es zu Gunsten eines armseligen und geitzigen Volks zu verrichten. Wie Sie sich leicht vorstellen können, ward ich durch diese Antwort schlecht erbauet; ich entsetzte mich desto mehr darüber, da seine übrigen Mittbrüder sich voll Menschenliebe und Mittleid gegen die armen Morlacken erzeigen. Es würde zu weitläufig und verdrießlich werden Ihnen alle die Thorheiten und Falschheiten zu wiederholen, die dieser läppische Mensch in Ansehn der ehmaligen Ausdehnung dieser Sümpfe, und der Denkmäler und Steine, die in denselben gefunden werden, mir vorschwatzte. Ein einziges mal ver=

ließ ich mich auf sein Wort, aber auch dasmal hatte ich Ursach es zu bereuen. Man hat auch ein gedrucktes Werk, in dem sich viel ungereimtes Zeug über die Gegend von Narenta befindet; mir liegt nichts daran, ob vielleicht der Frater Verfasser desselben ist, aber so viel ist gewiß, daß es eine Arbeit ist, die weder gelesen noch getadelt zu werden verdient.

Ich verließ die Gegend von Narenta mit dem lebhaftesten Gefühl von Dankbarkeit gegen meine gütigen Gastwirthe, aber zugleich mit eben so vielem Unwillen gegen die unverschämte, lügenhafte, treulose, und ungefällige Denkungsart einiger Leute, die ich nur allzu wohl zu erfahren, das Unglück gehabt habe. Noch jetzt bin ich ganz böse daß mein Vorsatz, die Brücke von Mostar zu besehen, fehl geschlagen. Nichts desto weniger hoffe ich, Mylord, Ihnen hierinn dienen zu können, wenn ich jemals wieder in das Innere von Dalmatien zurückkehre, und Ihnen dadurch einen Beweis der unveränderlichen Ergebenheit zu geben, mit welcher ich trotz aller Zeit und Entfernung, beständig verharren werde, rc. rc.

Fünftes Sendschreiben

an Herrn Abbt Lazarus Spallanzani

öffentlichen Lehrer der Naturgeschichte auf der hohen Schule zu Padua ꝛc.

Von den Inseln Lissa, Pelagosa, Lesina und Brazza im Meer von Dalmatien, und der Insel Arbe im Golpho del Quarnaro.

Obschon ich weiß daß unvollendete und fast in der Mitte abgebrochene Arbeiten, selten verdienen der Welt oder einem Gelehrten ins besonders angeboten zu werden, und vollkommen überzeugt bin, wie verstümmelt und mangelhaft die Bemerkungen sind, die ich über Dalmatien und die häufigen umliegenden Inseln aufgezeichnet habe, so wage ich es dennoch, mein gelehrter und schätzbarer Freund, Ihnen einen Theil derselben zu zueignen. Sie wissen selbst aus Erfahrung, wie viele Schwierigkeiten und unvorgesehene Hindernisse ein Natur-

kündiger auf Reisen durch Gebirge oft antrift, auch wenn er durch das Ansehen der Regierung unterstützt ist. Sie können also leicht urtheilen, wie vielen Zeitverlust in diesen schlecht bewohnten und unangebaueten Gegenden, die Veränderungen des Wetters, die Unbeständigkeit des Meers, die Unwissenheit und das Mißtrauen eines ungesitteten Volks mir gekostet haben. Mehr als die Hälfte der zehen Monate, die ich während einem wiederholten Auffenthalt in Dalmatien zugebracht, giengen unvermeidlicher Weise unbenutzt verlohren. Freylich hätte ich diesen Schaden ersetzt, wenn ich wieder Gelegenheit gehabt hätte dorthin zurück zu kehren, da ich nun einmal einen grossen Theil der Schwierigkeiten überwunden hatte. Da man indessen noch keine ausführliche Nachrichten von diesem weiten Reich besitzt, so darf ich mir schmeicheln, daß auch meine wenigen Beobachtungen den Naturforschern nicht unangenehm seyn werden.

§. I.

Von den Inseln Lissa und Pelagosa.

Die Insel, die heut zu Tag Lissa genannt wird, war bey den Alten unter den Namen Issa bekannt. Die griechischen und lateinischen Erdbeschreiber thun derselben, als einer sirakusanischen

Kolonie, rühmliche Meldung, und geben ihr fast einhellig den Vorrang unter den Inseln des illyrischen Meers, obschon sie dem Umfang nach nicht unter die grösten gehöret. Scymnus Chius fängt seine Beschreibung der illyrischen Inseln mit Lissa an, obschon sie am weitesten vom festen Land entfernt ist. Strabo zählt sie unter die bekanntesten; Agathemerus setzt sie an die Spitze der beträchtlichsten; von allen Erdbeschreiberen wird sie namentlich angeführt. Apollonius von Rhodus in seinen Argonauten giebt ihr den Beynamen, *duskelados*, übelthönend, und vereinigt mit derselben das anmuthige Pitye, das nicht Lesina, wie einige berühmte Geographen es behaupten, sondern die kleine Insel S. Andrea muß gewesen seyn, die noch heut zu Tag mit Sträuchen bedeckt ist, aus denen man durch Einschnitte Harz ziehet. Lycophron in seiner Kassandra sagt, Kadmus habe sich einige Zeit lang hier aufgehalten und einen Sohn erzeuget. Die meisten griechischen und römischen Geschichtschreiber reden weitläufig von dieser Insel die auch in den ältesten Zeiten wegen ihrer Seemacht und Handlung berühmt war. Von den Liburniern und Adriaten, die sich hier niedergelassen, und den adriatischen Meerbusen beherrschten, findet man keine deutlichen Nachrichten in der Geschichte; was man zuverläßiges von den Lissanern weiß, fängt erst

bey der drey und neunzigsten Olympiade an, von der Zeit nemlich, da Dionisius der ältere sich derselben bemächtigte, und eine Kolonie von Syracusanern dahin verpflanzte, die im Verfolg der Zeiten sich von ihrem Vaterland unabhängig machte, und durch die Grösse ihrer Besitzungen und die Anzahl ihrer Schiffe furchtbar wurde. Die Lissaner führten oft mit den illyrischen Königen Krieg, und waren mit den Römern verbundet, von denen sie so sehr geschätzt worden, daß sie eine Gesandschaft an die Königin Teuta schickten, damit sie dieselben nicht länger beunruhige. Der blutige Ausgang dieser Gesandschaft zog die illyrischen Kriege und endlich die gänzliche Einnahme dieses weiten Reiches nach sich. Nach Beendigung dieser Kriege gerieth die Handlung und Schiffarth und folglich auch die Macht der Lissaner in Verfall. Viele darauf folgende Jahrhunderte wird derselben in der Geschichte keine Meldung mehr gethan; blos findet man daß die Insel in den mittleren Zeiten den narentinischen Seeräubern zugehörte. In neueren Zeiten stuhnd sie unter der Insel Lesina, und gelangte niemals wieder zu ihrer ehemaligeu Unabhängigkeit. Sie hat nicht mehr als dreyßig Meilen im Umfang; das Land ist bergicht aber mit kultivablen Thälern durchschnitten; die Luft ist sehr gemäßigt; nichts würde

dieser Insel mangeln, wenn sie Ueberfluß an süssem Wasser hätte.

Vor alters waren auf derselben zwey Städte: die eine trug den Namen der Insel, die andere hieß Meo. Von der ersten findet man einige elende Ueberbleibsel an dem Meerbusen, an dem der Flecken Lissa erbauet ist; besonders Fusböden von Mosaick, die zur Zeit der Fluth vom Meer überdeckt werden; von der anderen sind wahrscheinlich die Ruinen zu Comisa, einem bevölkerten und wohl angebauten Ort auf der östlichen Küste der Insel. Man findet dort zwey ißäische Münzen; auf einer derselben steht auf der einen Seiten der Kopf einer bewafneten Pallas und im Revers ein Krug; anstatt des Krugs steht auf der anderen Münze eine Ziege. Unter dem Boden findet man alte Gefässe, die in der Form und Glasirung den etruscischen gleichen, und einige griechische oder lateinische Steinschriften. In diesem Jahrhunderte lebte dort ein gelehrter Mann, aus dem Geschlecht Caramaneo, der viele schätzbare Handschriften zur Erläuterung der Geschichte seines Vaterlandes hinterließ. Ich war nur ein einzigesmal auf Lissa in Gesellschaft des Lords Hervey; allein Mangel an Hülfe und Anleitung, und die ausserordentliche Hitze, gestatteten uns nicht, alles genau in Augenschein zu nehmen.

Das Gestein auf Lissa ist gröstentheils kalkartig. In den unteren Schichten sind Orthoceratiten, und in den oberen Korallenpfenninge eingebettet; doch ist dieses zuweilen auch umgekehrt. Unter den Steinarten bricht längst dem Ufer des Hafens von Lissa ein blättrichter Marmor (marmo tegolare) in dünnen Schichten, und ein weißlichter Kalkschiefer, der aber nicht zum ökonomischen Gebrauch dient, weil er aus irregulären und brüchigen Blättern besteht. Versteinerte foßilische Knochen findet man in eben dem Gestein, das man auch auf den Inseln Osero und Rogosniza antrift. Sie liegen häufig in den senkrechten Spalten der Schichten im kleinen Thal von Ruda. Ohnweit Budicovaz soll sich laut dem Bericht der Einwohner noch ein reicheres Bett derselben befinden.

Donati in seiner Naturgeschichte des adriatischen Meers schreibet, er habe um Lissa herum eine Gattung Serpentin gefischet, er sagt aber nicht ob er ihn nur in zerstreuten Stücken oder würklich

---

* Sollte dies die Gattung Lava seyn, die wegen der Gestalt ihrer parallelapipedischen Schörlflecken und übrigen Ansehens dem Serpentino nero antico, völlig gleich kommt, und deren Ferber in seinen Br. über Welschland p. 262 gedenket? Ueb.

in Massen angetroffen. Auf dem Theil der Insel, den ich durchreiset, findet man nicht die geringsten Spuhren von vulkanischen Ausbrüchen, aus denen man schliessen könnte, es befänden sich daherum Serpentine oder andere im Feuer erzeugte Steine. Allerdings fanden wir im Hafen von Lissa verschiedene zerstreuete Stücke von Lava, und schmeichelten uns daraufhin, irgend einen verloschenen Vulkan auf der Insel zu entdecken. Die Einwohner hatten uns versichert, bey Porto-Manica werfe das Meer keine andere als schwarze Steine aus; allein da wir dort hin fuhren fanden wir die Nachricht völlig falsch. Nicht weit von Porto-Manica soll eine Klippe seyn, die ganz aus schwarzen Steinen besteht, wie diejenigen waren die wir gefunden hatten; wir fanden aber kein Boot um uns hin zu führen, und blieben also bey der Vermuthung stehen, dieses Vorgeben möchte eben so gut erdichtet seyn als das vorige. Aus diesem allem schlossen wir, die Laven die wir gefunden, seyen nicht einheimisch. Schöne Marmorarten oder andere feine Steine, sahen wir auf unsere Durchreise keine. Im Inneren der Berge soll dichte Breccia brechen, die an der Oberfläche ist locker (Madrosa) und schlecht. Das Erdreich ist röthlicht, zäh und eisenschüßig; auf den Höhen aber sandicht und kiesicht.

In alten Zeiten war Wein das reichste Product dieser Insel. Agatarchides beym Athenäus sagt, der Wein von Lissa übertreffe alle andere Weine an Vortreflichkeit. Heut zu Tage haben diese Weine nichts besonders, entweder weil man die Kunst nicht mehr versteht denselben zu bereiten, oder weil die alten Gattungen von Reben ausgegangen sind. Das Erdreich nnd die Lage sind zu allen Arten von Producten geschickt; Wein, Oliven, Maulbeeren, Mandeln, Feigen gedeyeu vortreflich. Die Menge wohlriechender Kräuter; die auf den Bergen wachsen, geben dem Honig einen vortreflichen Geschmack; allein die Bienen sollen, wie man sagt nicht sehr arbeitsam seyn; vielleicht kommt dieses vom Mangel Wassers her. Lämmer, Ziegen, schaffen vortrefliches Fleisch, Milch und Käse; die Wolle ist aber nicht von der besten Art, wegen der wenigen Sorgfalt, die man für die Schaafe trägt. Getraid liefert das Land nicht einmal genug, um die wenigen Einwohner zu ernähren.

Den wichtigsten Zweig der Handlung der Lissaner macht die Fischerey aus. Ein einziges Fischerboot fängt zu weilen mit der Tratta in wenigen Stunden bey finstrer Nacht sechszig, hundert, bis auf hundert und fünfzig tausend Sardellen. Allein eben dieser Ueberfluß wird zuweilen

eine Quelle von Betrübniß. So vortheilhaft auch die Lage von Lissa zur Fischerey ist, so sind dennoch noch keine Salzmagazine dort angelegt worden. Die Fischer, die unversehens mit so reichlicher Beute versorgt werden, sind alsdann gezwungen dreyßig, vierzig Meilen weit zu fahren, um Salz aus den Magazinen von Lesina zu holen. Zuweilen unternehmen sie diese Reise, wenn der Wind ihnen eine glückliche Farth verspricht; meistentheils aber wenn sie daran zweiflen, schmeissen sie fünfzig, hundert tausend Fische wieder ins Meer, um nicht vom Gestank belästiget zu werden. Das tausend Sardellen wird auf eine Zechine geschätzt. Die Mackrelen gelten etwas mehr nach Verhältniß ihrer Grösse. Die Anlegung eines Salzmagazins auf Lissa, wäre eine Sache von gröstem Nutzen, damit die armen Einwohner nicht so oft den Verdruß ausstehen müsten, die Früchte ihrer Arbeit einzubüssen. Indessen wird die Fischerey hier nicht blos in finstren Sommernächten betrieben; das milde Klima erlaubt den Einwohnern auch im Winter darauf auszugehen. Der Ueberfluß an Fischen, die zwischen den umliegenden Klippen überwintern, ersetzt hinlänglich die mit diesem Gewerb unvermeidlich verknüpften Beschwerlichkeiten. Alle Arten von Fischen werden um Lissa herum grösser als diejenigen, die sich am festen Land

aufhalten. Gold- und Zahnbrachseme (Orate e Dentici,) die man im Winter fangt, werden eingemacht (sono messi in gelatina) und so zubereitet verhandelt. Unter die seltsamen Fische dieser Gewässer, gehört vorzüglich die Paklara, die ich zwar nicht gesehen, die aber nach der Beschreibung der Fischer, vielmehr mit der Echeneis des Arvedi und Gouan,* als mit der Echeneis oder Remora der Alten überein kommt.

Die Lissaner, deren Entfernung sie ausser Gefahr setzt, den Netzen da Tratta ihrer Nachbaren zu schaden, sollten berechtiget seyn solche Netze zu gebrauchen, die für die Gründe, in denen sie fischen, am schicklichsten wäre. Sie sind aber in diesem Stück nicht so frey als sie es seyn sollten. Daher geschieht es, daß sie sich oft von ihren Gewässeren entfernen, und bey der Insel Pelagosa fischen, die sechzig Meilen von Lissa und ungefehr eben so weit von dem Vorgebirg S. Angelo in Apulien entlegen ist. Ihren Raub bringen sie nicht nach Venedig, allwo sie vorgeben daß sie beträchtlich einbüssen, sondern setzen denselben im Königreich Neapolis ab, dessen Küsten längst dem adriatischen Meer wenig von Fischern bewohnt sind. Es wäre

---

* Arteds Syn. pag. 28 Gouan. Hist. Pisc. Gen. XXXVII.

zu wünschen, daß an fischreichen Oertern, wie Lissa ist, eine gute Fischerpolizey nach dem Beyspiel der Franzosen eingeführt würde, deren Augenmerk sich auch auf das Einsalzen selbst erstrecken sollte.

Die Insel Pelagosa und einige Klippen ringsherum, die aus dem Meer herausragen, sind Ueberbleibsel eines alten Vulkans. Ich will zwar nicht behaupten, daß sie wie so viel andere Inseln im Archipelagus aus dem Meer heraufgestiegen, obschon man es muthmassen könnte, weil die älteren Geographen derselben keine Meldung thun, es wäre denn daß sie dieselbe unter den diomedeischen Inseln begriffen hätten, von denen sie doch dreyßig Meilen weit entfernt ist. Die Lava, die das Gestein dieser Insel ausmacht, kommt völlig mit der Lava des Vesuvs überein, so viel wir im Vorbeyfahren wahrnehmen können. Man müste auf der Insel selbst die höheren Gegenden untersuchen, um ausmachen zu können, ob sie aus dem Abgrund aufgeworfen worden, wie in diesem Jahrhundert die Insel bey Santerin, oder ob man sie für die Spitze eines uralten Vulkans halten müsse, dessen Seiten und Wurzel von dem Wasser bedeckt worden, das bey Gibraltars Meerenge durchgebrochen, und Afrika von Spanien abgesöndert hat; ein Durchbruch an dem

niemand zweifeln wird, der die Ufer und den Grund unsers Meers untersuchet. Die Fischer von Lissa versicheren, man verspühre dort häufige und heftige Erderschütterungen; der Anblick der Insel beweiset, daß sie öfteren Revolutionen muß unterworfen seyn, so zerrüttet und zerstöret sieht sie aus. Ich hatte mir vorgenommen auch die diomedeischen Inseln, die heut zu Tage, vielleicht wegen den häufigen Erdbeben, di Tremiti genannt werden, zu besuchen, weil ich vermuthete auf denselben Spuhren von Vulkanen anzutreffen, allein alle Lust vergeht mir je länger je mehr, von Tag zu Tag. Ich gestehe Ihnen, aufrichtig, mein schätzbarer Freund, daß nach den Entdeckungen alter Vulkanen, die die gelehrten Reisegefährten des Ritter Banks in den schottischen Inseln, in Island, und in den neugefundenen Ländern gemacht haben; nach den Bemerkungen des scharfsinnigen Bischofs von Londerey in Irrland, Wallis und Auvergne, und nach den oryctologischen Reisen des berühmten Naturforschers Hr. Strange durch Frankreich, Deutschland und die Schweitz, mir alles was wan bey uns antrift, ausserordentlich klein vorkommt. Der einzige Vortheil, den man aus ihrer Kleinheit schöpfen kan, und der mich hindert völlig überdrüßig zu werden, ist daß sie genauer können untersucht werden als grössere Gegenstände. Die Natur ist überall gleich groß

und sinnreich; und für den aufmerksamen Naturforscher ist der Schörl in den gemeinen Laven und die kleinen Krystallen in den euganeischen Gebirgen eben so unterrichtend als die ungeheuren Basaltsäulen von Staffa oder die Krystallhöhlen in der Schweitz. Es kostet aber allerdings Mühe diese Wahrheit nie aus dem Gesicht zu verlieren, besonders wenn man Beschreibungen oder Zeichnungen von jenen prächtigen Werken der Natur vor Augen hat.

§. II.

Insel Lesina.

Man findet weder bey den alten Geographen noch bey den Geschichtschreibern einige Nachricht von dem Namen dieser Insel, zur Zeit da sie unter den lyburnischen Landständen stuhnd. Scylax nennt sie Pharos, thut aber derselben weiter keine Meldung. Scymnus, wenn er je so alt ist, als seine Ausleger vorgeben, ist der erste der sagt sie sey eine Kolonie der Parier gewesen. Strabo stimmt ihm bey und fügt hinzu, sie seye zuerst Paros genannt worden. Ptolomäus nennt sowohl die Insel als die Hauptstadt derselben Pharia; die späteren Geographen haben ihr fast alle eben diesen Namen beygelegt. Die Slavonier nannten sie

Hvar. Heut zu Tage heißt sie Lesina wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem Schusterahl. Die Parier, die laut dem Diodorus Sikulus aus Geheiß des Orackels sich im adriatischen Meer niederlassen wollten, setzten sich auf Pharia und stifteten eine kleine Republick, von der noch eine Münze übrig geblieben ist. Sie lebten in stiller Ruhe bis zu den Zeiten des illyrischen Königs Agron, von dem sie mit vielen Völkern auf dem festen Land und allen übrigen Inseln, ausgenommen Lissa unterjochet wurden. Demetrius ein Bürger von Pharia, der am Hof des Agron und der Teuta mächtig geworden war, verrieth seine Fürstin, und überlieferte den Römern verschiedene Plätze, unter anderen Pharia, über das er zur Belohnung seiner Untreu zum Herren eingesetzt wurde. Allein auch gegen die Römer bezeigte er sich undankbar, und diese verheerten Pharia zu wiederholten malen in den Kriegen, die sie mit Philipp von Macedonien führten. Nach dem Tod des Demetrius wird der Pharier von den alten Scribenten nicht mehr erwähnt. Zur Zeit des Verfalls des Reichs änderte sie oft Meister, und blieb lang in den Händen der Narentaner; hernach ward sie von eigenen Herren regiert. Der letzte derselben Aliota Capenna trat sie 1424. der Republick ab.

Die Länge dieser Insel hält ungefehr vier und vierzig Meilen, die gröste Breite acht. Die Hauptstadt trägt den Namen Lesina und liegt gegen das westliche Ende der Insel an einem angenehmen Ort, das aber keineswegs mit der Lage kan in Vergleichung gesetzt werden, in welcher die alten Parier ihre Stadt angelegt haben. Sie ist schlecht bevölkert. Ein Nobile di Venezia wohnt dort als Proveditore und ein Bischoff. Das Kastell, das auf einem Kalkfelsen sitzt, und die übrigen militairischen Gebäude sind schlecht unterhalten. Der Hafen, obschon er sicher und geräumig ist, wird wenig besucht. Die Lesinaner sind Freunde der Fremden, aber unter einander sollen sie wie man sagt, eben nicht zum friedfertigsten leben.

In der kurzen Zeit da ich mich in der Gegend um die Stadt Leßina aufhielt, sammelte ich verschiedene Arten von Steinen. Die schönste ist ein fein-körniger salinischer Marmor von Fleischfarbe mit Bändern geziert: er bricht aber nicht in ausgedehnten Lagen, sondern nesterweise wie die stalacktitischen Marmor, die hier ebenfalls gemein sind; eine Gattung Muschelmarmor (Marmo Lumachella) bricht in ausgedehnten Schichten, ein Gegenstand der für das Auge des Mineralogen mehr annehmliches hat als für die Hand des Künstlers. Der Grund ist schmutzig weiß; das

Gestein hart und spröde; die Seetrümmer, die horizontal in demselben liegen, sind in weißgelblichtem Spath krystallisirt. Der braunröthlichte Marmor, der unter dem Namen Rosso da Cattaro zu Venedig bekannt ist, weil er in Menge von Cattaro gebracht wird, ist hier sehr gemein, auch findet man häufig gelb und purpurfarbig gefleckte Breccia (Breccia corallata, di colora auvinato e pagonazzo;) die zusammen gekitteten Stücke, aus denen sie besteht, sind abgerundet und tragen noch Kennzeichen eines langen Hin- und Herrollens an sich. Diese Breccia streicht gemeiniglich auf dem Gipfel des Berges, und beweiset dadurch noch zuverläßiger den ehmaligeu Zusammenhang der Inseln mit dem festen Land, allwo auf der Höhe eben diese Bergart bemerkt wird. Sie sehen leicht ein, daß der gerollte Kies das Daseyn hoher Gebirge voraussetzt, von denen er losgemacht, und von den Bergströhmen weggeschwemmt worden; und daß die versteinerten Seekörper, die man in den gerollten Steinen der Breccien auf den Bergen der Insel findet, ein unläugbarer Beweiß sind, daß jene zerstöhrte Gebirge in uralten Zeiten vom Meer bedeckt gewesen. Wie und in was für Zeiten aber alle diese erstaunende Veränderungen auf der Oberfläche sich zugetragen, ist eine Sache, die meiner Meinung nach sich unmöglich bestimmen läßt. Längst dem

Gestad

Gestad des Hafens von Lesina sammelte ich gelbe, grüne und röthlichte Kiesel, (Selce) ganz mit Schwefelkies (fluore piritocoso dendromorfo) durchdrungen. Aus der kleinen Klippe **Borovaz** findet man Haufen von versteinerten Knochen. **Lesina** hat im fünfzehnten Jahrhundert einige Gelehrte hervorgebracht, deren Namen **Vincenzo Pribevio** in einer Rede de Origine & successibus Sclavonum, die er 1525. dort gehalten, anführt. Zwey derselben thaten sich in der Dichtkunst hervor. **Annibale Lucio**, von dem einige Gedichte gedruckt worden,* und **Pietro Ettoreo**, der viele Handschriften hinterlassen, unter anderen eine Uebersetzung von **Ovids** Remedia contra Amorem in illyrischen Versen, und verschiedene Ecklogen.

Obschon der gebirgichte Theil der Insel **Lesina** felsicht und unfruchtbar ist, so giebt es doch Strecken von gutem Erdreich, die nicht allein Fruchtbäume sondern auch Getraid hervorbringen. Daher ist sie auch unter allen Inseln dieser Gewässer am besten bevölkert, verschiedene Dörfer derselben verdienen den Namen grosser Flecken, und sind stärker bewohnt als viele kleine Städte.

---

* Robigna Gospodina *Anibala Lucia*, Hvarskoga Vlastelina. Venezia 2627. in 8vo.

Das beträchtlichste ist Citta-vecchia, das aus den Ruinen des alten Pharia entstanden ist. Es liegt an einem schönen und bequemen Hafen am Fuß einer reitzenden Anhöhe. An diesem einzigen Ort hat das Meer augenscheinlich der Verlängerung des Erdreichs Platz gemacht. Der Grund desselben ist unstreitig die abhängige Lage der Küste, die allgemach sanft in die Höhe steigt, und zu oberst von höheren Bergen umgeben ist. Die Bergwasser, die nach dem Regen herunter schiessen, setzen ihren Schlamm in der Ebene ab, und erhöhen solchergestalt nach und nach das Erdreich. Aus den alten Ruinen, die noch über dem Boden stehen, schliesse ich, Pharia sey zwey Meilen tiefer einwärts gestanden als jetzt Citta-vecchia ist, und die Berichte der Einwohner bestätigen mich in dieser Meinung. Ich fand an diesem Ort nur zwey anticke Denkmähler; das schätzbarste ist ein ziemlich gut erhaltenes Bas-relief in griechischem Marmor, das ein Schiff mit einem Segel, mit dem Steuerruder zur rechten des Hintertheils, und den Steuermann vorstellt der es regiert; das andere ist ein Grabstein mit einem Bas-relief von schlechter Arbeit. Jenes steht zu oberst auf dem Kirchthurm bey dessen Aufführung vielleicht viele Denkmähler der Pharier zu Grund gegangen. Von griechischen Inscriptionen fand ich nicht die geringste Spuhr, und nur eine einzige

lateinische Grabschrift, eine Meile weit von dem Flecken, die aber der Mühe nicht werth war so weit aufgesucht zu werden. Die Einwohner dieses Landes sind von schönem Wuchs, herzhaft und aufgeweckt. Sie legen sich stark auf die Schiffarth; die Vornehmern werden Schiffpatronen, und das gemeine Volk beschäftigt sich mit der Fischerey und dem Schiffbau.

Von Citta = vecchia ritt ich zu Pferd bis zu dem kleinen Meerbusen von Jukova, wo die Fischerboote einen sicheren Hafen finden. Dort werden die grossen Platten von weißlichtem Kalkschiefer gebrochen, womit die Insulaner von Dalmatien ihre Häuser zu decken pflegen. Man findet in demselben Abdrücke von Meerpflanzen und Fischen, die in unsern Gewässern unbekannt sind. Abdrücke und Versteinerungen von Fischen sind ziemlich selten, von Pflanzen aber sehr gemein; doch sind die Arten nicht mannichfaltig. Es ist sehr selten Abdrücke von Korallenmoos zu finden; das einzige Exemplar, das ich angetroffen, ist nebst einigen Abdrücken von Fischen, die ich eben da bekommen, nach England in eine reiche Naturaliensammlung gesendet worden. Man findet auch versteinerte Mießmuscheln (Mituli) die aber übel mißhandelt sind. Das Meer macht an der Küste von Zukova Eroberungen und über-

deckt nach und nach die gekrümmten Schichten von Kalkschiefer, in dem die Fischskelette vergraben liegen. Mit der Zeit werden sie ganz vom Kies und Muschelsand des adriatischen Meers überschüttet werden. Wie leicht kan denn nicht ein Naturforscher aus den künftigen Jahrhunderten, der aus Steinlagen im Grund des Meeres solche Versteinerungen heraufbringt, verleitet werden zu glauben, sie seyen wirklich von dem Wasser erzeugt worden, das sie danzumalen bedecken wird? Doch zeigt der Augenschein zur Genüge, daß es sich gewöhnlich anders verhält; und die grossen Marmorstücke voll Lenticularien und Orthoceratiten, die die Korallenfischer mit dem Rechen aus dem Abgrund heraus ziehen, beweisen es deutlich. Die Fischskelette von Zukova, die allmählich samt den Schichten, in denen sie liegen, vom Wasser wieder verschlungen werden, sind zuverläßig nicht in unserem Meer zu Haus, das erst lang nachdem jene abgesetzt worden, diese Gegenden überdeckt hat. Da ich jetzt aber keine vor mir liegen habe, so bin ich nicht im Stand sie zu beschreiben, noch zu bestimmen in welches Geschlecht sie gehören, noch mit welchen bekannten Gattungen sie am meisten Verwandtschaft haben.

Bey einem kleinen Dorf, weit vom Meer, das **Verbagn** heißt, ist ein anderer Marmor-

bruch, wo auch Fischabdrücke gefunden werden. Allein um welche zu bekommen, muß man sich ganze Wochen dort aufhalten, und auf eigene Unkosten hin Arbeitsleute gebrauchen, da sie sich für sich selbst, wenig um diese Seltenheiten bekümmeren. **Verbagn** liegt zwey Meilen weit von **Varboska**, einem vor zweyhundert Jahren wohl bevölkerten Dorf, wie es aus den zerfallenen Gebäuden erhellet, die man heut zu Tag dort antrift. Die Einwohner dieses Orts so wie überhaupt der ganzen Küste sind gastfrey und freundlich. Die Hauptbeschäftigung der Weiber ist der Landbau; die Männer hingegen ergeben sich der Fischerey. Von **Varboska** bis Gelsa hat man über Land vier Meilen. Unterwegs nahm ich eine Sache wahr, die meine ganze Aufmerksamkeit zu verdienen schien. Ein guter Theil des Wegs und fast der ganze zwischen liegende Hügel besteht aus Tophstein, der hier von einem alten Fluß abgesetzt worden, welcher entweder seinen Lauf abgeändert oder auf andere Weise jetzt unsichtbar geworden ist. Dieser Toph, der weit später entstanden als die Marmorlagen die das Gestein der Insel ausmachen, ist zuverläßig weit älter als der Einbruch des neuen Meers in unsre Länder; den schon ehe das Meer sie umflossen, müssen die dalmatischen Inseln mit Bergen und Thälern versehen gewesen seyn. Wenn man das Innere von Dal-

matien von der Höhe des Biocova herunter betrachtet, und mit den Inseln vergleicht, die man von dort alle auf einmal übersehen kan, so wird man finden daß es eben den Anblick darbietet den die Inseln geben, wenn man in Gedanken das Meer um dieselben herum wegnimmt. Ich goß in der Einbildung das Meer durch die mit Hügeln und Bergen umgebenen Thäler von Boßnien aus, das jetzt Lesina, Lissa, Brazza und die übrigen zahlreichen Inseln von Illyrien umgiebt, und ließ diese im Trocknen stehen. Bosnien hatte seine Lage verändert, und hieng nun mit Primorie zusammen; und der illyrische Archipelagus befand sich nun fast ohne einige merkliche Veränderung jenseits des Berges Adrius hinüber getragen. Der kleine See Jezero, der voll Inseln und gebüschreicher Felsen auf dem festen Land am Fuß des Biocova liegt, der ihn vom Meer scheidet, zeiget in einem kurzen Umkreiß von wenigen Meilen das, was die ganze Gegend jenseits dem Gebirge seyn würde, wenn das Meer sie überdeckte, und das was die Inseln gewesen sind, ehe sie vom Meer umringt worden.

Gelsa ist ein grosses und wohl bevölkertes Dorf, an einem mit frischen Wasserquellen reichlich versehenen Meerbusen. Es liegt am Fuß kalkichter Hügel, die sich in einer sanften Neige

gegen das Meer zu verlieren. Man findet dort die schönste Breccia zum Pflastern der Strassen und zu den schlechtesten Gebäuden angewendt. überhaupt besteht die Breccia von Gelsa aus eckigten Stücken von weissem Marmor, die eine sehr glatte Politur annehmen, und durch eine röthlichte verhärtete Erde zusammen gekittet sind. Nicht selten findet man hier rothbraune Breccia (Pavonazzo) mit irregulären Flecken, die zu den kostbarsten Werken gebraucht zu werden verdienet. Der Bischof von Macarska, Monsignor Blascovich, ließ alle Säulen in der neuen Kathedralkirche, und alle Stufen der Altäre hier graben. Der einzige Fehler, den man daran beobachtet, kommt von der schlechten Wahl her, die die Marmorschneider getroffen haben, die vielleicht aus einer übelverstandenen Sparsamkeit die ersten Steine nahmen, die ihnen unter die Hände fielen, und am bequemsten konnten eingeschift werden. Die Marmor von Gelsa, die zu Macarska gebraucht worden, sind überaus schön; die Politur ist so glänzend als diejenige der schönsten Breccien von Rom, die wahrscheinlich aus Dalmatien dahin gebracht worden; allein die bindende Materie ist durch den langen Einfluß des Regens, des Meerwassers, der Sonne und der Luft, denen sie durch eine lange Reihe von Jahrhunderten ausgesetzt gewesen, so mürbe geworden, daß die Politur

weder so zusammenhängend noch so vollkommen ist, als man es erwarten könnte. Wenn die Breccien von Gelsa einige hundert Schritt weit vom Ufer aus einer mittelmäßig tiefen Grube gezogen würden, so würde gewiß die Vortreflichkeit des Stoffs den kleinen Zuwachs von Unkosten reichlich ersetzen. Wäre es nicht für Venedig, das jährlich so viel auf Marmor verwendet, eine Sache von grosser Wichtigkeit, denselben viel eher mit wenigen Unkosten aus den Inseln von Dalmatien zu ziehen, als ihn um einen unmäßigen Preiß aus dem festen Land oder aus fremden Staaten zu erhalten? Neben den Breccien sah ich zu Gelsa auch Geschiebe von weisser und schwarzer Lumacchella aus einer verhärteten bituminösen Erde, und kleinen in Kalkspath krystallisirten Orthoceratiten zusammen gesetzt.

Obschon Gelsa groß ist und viel französisch gekleidete Leute sich dort niedergelassen, so konnte ich doch für mein Geld weder für mich noch meine Schiffleute Versorgung finden, und war gezwungen an Bord zu übernachten. Die Gegend ist mit Fischern angefüllt; sie waren aber vielleicht mit der Fischerey beschäftigt, da ich dort war, und daher fand ich bey anderen diejenige Leutseligkeit nicht, die fast allein unter armen Leuten wohnet.

Das Dorf di S. Giorgio auf der östlichen Spitze der Insel ist an sich ein schlecht bevölkerter und unbeträchtlicher Ort. Das einzige was man dort merkwürdiges antrift, ist eine Menge römischer Urnen, die ohnweit dem Ufer seit wenigstens vierzehn Jahrhunderten auf dem Grund des Meers in Haufen beysammen liegen. Wenn man die leicht nachgebende Steinrinde ablöset, mit welcher sie im Lauf so vieler Jahre im Meer überzogen worden, so findet man auf einigen den Namen des Meisters mit Buchstaben gezeichnet, die aus den Zeiten des guten Geschmacks her sind.

So wie Lesina die bevölkerteste Insel des adriatischen Meerbusens ist, so ist sie auch die reichste an mannigfaltigen und nützlichen Producken. Man sammelt daselbst Wein, Oliven, Mandeln, Safran, Honig in beträchtlicher Menge. Die Ebenen liefern auch Getraid, doch nicht in Verhältniß mit der Menge der Einwohner. Die Aloepflanzen vermehren sich stark in diesem milden Klima. Man könnte den Saft derselben nach dem Beyspiel der Amerikaner und Franzosen nützlich zur Fischerey gebrauchen. Palmen, Pommeranzen, S. Johannes-Brodtbäume, kommen gern fort. Die Pflanzungen von Maulbeerbäumen, sollten sowohl hier als auf allen den anderen Inseln und auf der Küste von Dalmatien, wo

der Boden dazu geschickt ist, aufgemuntert werden. Holz macht auch einen Zweig der Handlung der Lesinaner aus; es vermindert sich aber von Jahr, zu Jahr, theils wegen der schlechten Forstökonomie, theils wegen den Aufbrüchen, die sich stark vermehrt haben. Wollen, Schaafe, Käse, tragen auch etwas weniges ab. Allein das reichste Produckt dieser Insel sind die Salzwaaren. Wenn die starken Abgaben vermindert, und die Habsucht der Particularen im Zaum gehalten würde, so würde sich die Anzahl der Fischer vermehren, und ihren Vortheil dabey finden, ihre Waare nach Venedig zu bringen, das seit Anfang dieses Jahrhunderts je länger je mehr von den nordischen Fischern abhanget. Wenn nur die Hälfte des Geldes, das die Nation jährlich für diesen Artickel auswärts versendet, in Dalmatien vertheilt würde, so würde diese Provinz einen beträchtlichen Vortheil davon verspühren, und die Regierung würde ebenfalls dabey gewinnen, da ihr hingegen jetzt die Abgaben von der Fischerey in Dalmatien fast gar nichts eintragen. Ehmals war die Fischerey von Lesina weit ergiebiger, da sie von einer grösseren Anzahl Schiffe betrieben wurde; und vielleicht war es wahr, daß Italien und Griechenland von hier aus mit Sardellen versehen wurden wie Büsching sagt: allein heut zu Tag hat der Salzwaaren-Handel der

Lesinaner stark abgenommn. Die Rakia ist ebenfalls ein einträglich Produckt von Lesina, so wie von der ganzen Küste und den illyrischen Inseln, allein die Regierung zieht daraus ebenfalls wenigen Nutzen, weil die Oekonomie dieses Produckts eben so schlecht besorget ist, als die der übrigen Produckte eines so weitläufigen und fruchtbaren Landes.

§. III.

Insel Brazza.

Diese Insel, so viel sich vermuthen läßt, ist nie stark bevölkert gewesen. Scylax gedenkt derselben kaum unter dem Namen Cratia. **Polyb** nennt sie Brectia; **Lycophron** Crathis; **Plinius**, **Antoninus**, und die peutingerische Tafel Brattia; **Porphyrogenet** Barzo, und bezeichnet dieselbe und Lesina, als die schönsten und fruchtbarsten. Ihre Länge erstreckt sich auf zwey und dreyßig, und ihre gröste Breite nicht über neun Meilen. Die Einwohner geben vor, es sey vor Alters eine Stadt an dem Ort gestanden, der jetzt Scrip heißt; es wäre aber sonderbar daß alle griechischen und lateinischen Erdbeschreiber sie mit Stillschweigen übergangen hätten, wenn sie würklich existirt hätte. Büsching giebt dieser

Insel zum Hauptort einen Flecken den er Brazza nennt, und macht ihn zum Sitz eines Bischofs, obschon weder ein Flecken von diesem Namen auf der Insel ist, noch ein Bischof jetzt dort residirt. Der Hauptort ist Neresi, allwo sich ein Gouverneur mit dem Titel eines Grafen aufhält, weil diese Lage zur Verwaltung der Justitz die bequemste ist. Der berühmte Geograph hat in wenigen Zeilen über diese Insel eine Menge kleiner Irrthümer zusammmen gehäuft. Hier sind seine eigenen Worte: „Brazza, Bractia, hat den Namen vom „Flecken Brazza, woselbst ein Bischof wohnet. „Der venetianische Graf oder Gouverneur halt „sich zu S. Peter auf, so gegen Westen bey dem „Hafen Milna liegt.“ Neben den Fehlern die in den ersten Worten enthalten sind, muß noch erinnert werden, daß S. Peter nicht gegen Westen noch nahe bey dem Hafen Milna liegt. *

* Hr. Büsching muß entweder falsche Nachrichten aus Dalmatien erhalten, oder aus unrichtigen Quellen geschöpft haben. Ich glaube so wohl ihm selbst als seinen Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich einige Fehler berichtige, die mir beym Durchlesen aufgefallen. Die Einwohner von Dalmatien (Büschings Erdbeschr. Schafh. 1769. 5ter Theil pag. 139) sind nicht dem Geschlecht und der Religion nach Griechen. Ein Theil derselben ist griechischer Religion, aber nicht der

Brazza ist ganz bergicht und rauh. In den höheren Gegenden sind weite felsigte Strecken, wo nicht einmal Wachholdersträuche oder andere Bäume wachsen, die sonst an unfruchtbaren Oertern

---

gröste. Nana ist weit entfernt eine gute Festung (ebendas.) zu seyn. Es ist nichts als ein Haufen Ruinen die kaum mehr den Namen einer mit Mauern versehenen Stadt verdienen. Vrana (140) ist nichts wenigers als einer von den lustigsten Oertern in Dalmatien, sondern ein gräßlicher Steinhaufe, der unbewohnt und unbewohnbar ist. Knin (141) liegt nicht an der Botisniza, sondern Bütimschiza, und ist nicht der Sitz eines Bischofs. Dernis ist nicht eine kleine Stadt, sondern ein armes Dorf. Die Domkirche von Sebenico ist nicht auf dem Schlosse. Klissa (pag. 142.) ist keine Stadt. Der Weg nach der Türkey neben dem Schloß vorbey, geht nicht durch ein enges Thal, sondern über den Rücken des Berges. Salona lag nicht in einer schönen Ebene, sondern am Fuß und an der Seite des Berges; der Bach Salona floß nicht mitten durch sondern neben vorbey. Ich übergehe viele andere Unrichtigkeiten, Verstümmlungen von Namen, Fehler der Lagen, die mich zu weit führen würden. Was mich am meisten verwundert, ist daß er nicht nur in Absicht auf Dalmatien sondern auch in Absicht auf die angesehensten und bekanntesten Städte von Italien, die seltsamsten Unrichtigkeiten vorbringt. Von Venedig sagt er unter anderen, (pag. 114) die Fische, die selbst vor den Thüren ge-

wohnen. Es kostet viel Mühe Aufbrüche zu machen; dessen ungeacht vermehren sie sich täglich, daher jetzt weit mehr Wein gezogen wird, hingegen der Holz- und Schaafhandel sich vermindert. Der steinigte Grund und der Mangel an Quellen sind Schuld, daß die Insel der Tröckne sehr stark unterworfen ist.

Der Hauptort von Brazza ist Neresi. Der Gouverneur residirt dort, und daselbst werden die Rathsversammlungen gehalten. Die Edelleute von Brazza, die längst der Küste wohnen, kommen zu bestimmten Zeiten dahin. Neresi hat keine glückliche Lage, obschon das einzige gute Erdreich auf der ganzen Insel unmittelbar am Fuß desselben lieget. Der Weg von der Seeküste

---

fangen werden können, wären ein ziemliches Verwahrungsmittel gegen den Hunger. Unsere Ducaten setzt er auf $7\frac{1}{2}$ Lire,* das war aber sein Werth vor altem. Von Padoua, Vicenza, Verona und anderen Städten, redet er mit eben so weniger Genauigkeit. Er setzt z. B. zwischen Vicenza und Padoua eine Kette von Bergen, wo die Sette Commini wohnen, und wo Wein gebauet wird.

---

* In der angeführten Ausgabe heißt es aber $8\frac{1}{2}$ Lire. Ueb.

dahin ist äusserst rauh und beschwerlich. Die Luft ist auch zu End des Frühlings noch sehr kalt, und der Winter soll überaus streng seyn. Zu den Zeiten der Einfälle der Seeräuber, war es ein Ort von grösserer Wichtigkeit, es erhielt daher einen Vorrang, weil sich die vornehmsten Insulaner dahin gezogen hatten; heut zu Tag aber, daß die Seeküste sicher kan bewohnt werden, haben die Einwohner stark abgenommen, und die verlaßnen Häuser fallen auf allen Seiten in Ruin. Bol ist ein ansehnlicher Ort. S. Giovanni, S. Pietro und Pucischie sind grosse Dörfer, die von arbeitsamen und Handlung treibenden Leuten bewohnt werden. Die über Neresi auf liegenden Berge, die gleichsam den Rücken der Insel ausmachen, sind ganz unfruchtbar, und tragen nichts als Wachholder und Fichten, mit deren Spänen zum Gebrauch der nächtlichen Fischerey ein kleiner Gewerb getrieben wird. Es giebt verschiedene Gattungen Steine auf Brazza. Die gewöhnlichsten sind, gemeiner grauer Kalkstein, Muschelmarmor und Breccien. Von der ersten Gattung sieht man im Hafen von Spliska noch die alten Gruben, aus denen die Materialien zum Pallast des Diocletians gezogen wurden. An eben diesem Ort etwas höher hinauf, bricht ein schwarzer Marmor voll Seekörper in weissem Spath krystallisirt. Man betreibt dort eine Bank von

weissem Gestein, das weich ist, wenn es frisch aus seinem Lager kommt, an der Luft aber erhärtet; und das weit besser ist als die allzu weichen und mehlichten Steine von **Costoggia** und S. Gotthard im vicentinischen. Diese Steinart bricht sowohl zu S. **Giovanni** als zu **Pucischie**, das ist an den beyden entgegen gesetzten Enden der Insel. Vormals war laut dem **Tomco Marnavich** eine Grube von Erdpech da; ich fand zwar keine Spuhr davon, allein mein gelehrter Freund Sr. **Giulio Bajamonti** zeigte mir zu Spalatro ein Stück von einem grauen, stark riechenden Kalkstein voll kennbarer Seekörper, der von allen anderen erdharzigen Steinen verschieden war, die ich in Dalmatien gesehen hatte, und der wie mein Freund mich versicherte zu **Pucischie** gefunden, und von den Steinschneidern Pietra pegolotta genannt wurde. Bey dem Dorfe S. **Pietro** liegen im harten Gestein ausser den Nummalien, viele Echiniten und Pectiniten. Im Hafen von **Postire** streicht ein grauer dichter Sandstein ohne Seekörper, der schuppicht ist, wie die Selci.

Das Produckt, daß vormal diese Insel bey den Alten * in Ruf brachte, behält noch immer seine ursprüng-

* Capris laudata Brattia. PLIN. H. N. L. III. c. XXVI.

ursprüngliche Vollkommenheit. Die Ziegen und Lämmer erhalten von den vortreflichen Weyden einen besonderen Geschmack, und die Milch derselben übertrift weit die der umliegenden Länder Deßhalben ist auch der Käse von Brazza in und ausserhalb Dalmatien berühmt. Doch haben die Insulaner fast durchgehends Schaafe anstatt der Ziegen eingeführt, weil sie dem jungen Holz weniger schädlich sind. Ueberhaupt ist die Wolle von schlechter Qualität, ausgenommen diejenige, die Graf Giuseppe Evelio zieht, der auf seinem Guth zu Pacischie fremde Gattungen Schaafe hält, und sie mit grösserer Sorgfalt warten läßt, als hier zu Land üblich ist. Dieser verdienstvolle Edelmann hat nicht nur durch Verbesserung der Viehzucht und des Landbaues seine eigene Einkünfte vermehret, sondern sein Beyspiel hat auch andere zur Nachahmung bewogen. Seine Bienenstöcke, seine Wein- und Olivengärten sind lauter Beweise seines Fleisses und seiner Einsichten in der Landökonomie. Die Bienenkörbe auf der Insel bestehen aus Schieferplatten, die in den Fugen wohl zusammen gekittet werden; die obere Platte aber, die zum Deckel dient, kan nach Gefallen fort genommen werden; um zu verhindern, daß der Wind, wenn er heftig bläst, sie nicht umschmeisse, werden Steine oben darauf gelegt. Das Flugloch ist äusserst klein. Solche Bienenkörbe

sind hier ungemein zahlreich; Graf Evelio besitzt einige hundert derselben. Er giebt sich alle Mühe, daß es seinen Bienen weder an Futter noch an Wasser gebreche; zwey Unfälle denen sie auf der Insel vorzüglich unterworfen sind.

Ungeacht seines steinichten Bodens bringt Brazza in Menge Wein hervor, der durchgehends für den besten in Dalmatien gehalten wird. Dieser Artickel, Holz und Schaafe machen die Haupteinkünfte der Brazzaner aus. Die Insel liefert auch Oliven, Feigen, Mandeln, Seide, Safran, und etwas an Getraid. Mastixbäume wachsen in Menge. Aus den Beeren derselben machen die armen Leute Oehl, wenn die Oliven schlecht gerathen. Ich habe versucht das Fleisch damit zu zubereiten; und wie mich dünkt, würde ich keine sonderbare Mühe haben, mich an den starken Geruch desselben zu gewöhnen. Die Lebensmittel sind ausserordentlich wohlfeil. Um wenige Heller kan man sich schon was rechtes zu gut thun; gewöhnlich bekommt man drey Feigendrosseln um einen Kreutzer, und so alles übrige nach Verhältniß. Die Fischerey macht ebenfalls kein geringes Stück der Einkünfte aus; doch ist sie nicht so beträchtlich als die von Lesina und Lissa; auch leben um Brazza herum keine Fische, die diesen Gewässern eigen wären.

Die angrenzende Insel Solta, die Scylax Olyntha, und die Tabula Peutingeriana Solentum nennt, kan als eine Fortsetzung von Brazza angesehen werden, obschon sie nicht unter dem gleichen Gouverneur stehet, und sowohl im geistlichen als weltlichen von Spalatro abhanget. In dem Kanal, der die beyden Inseln scheidet, steht eine kleine Klippe, die einzig von Kaninchen bewohnt ist. Solta hat ungefehr vier und zwanzig Meilen im Umkreis; sie ist schlecht bewohnt, weil sie ganz mit Gesträuchen überdeckt ist, in denen sich so wie auch auf Brazza, eine Menge Vipern aufhalten. Der dortige Honig ist sehr berühmt, und giebt dem spanischen und sicilianischen im geringsten nichts nach.

§. IV.

Insel Arbe im Golfo del Quarnaro.

Es ist ein gewaltiger geographischer Sprung von Brazza auf einmal nach Arbe zu kommen, das gut hundert und zwanzig Meilen davon entfernt ist. Allein was thuts? Bey den Seefahrern ist so was nichts ungewöhnliches. Von den kleineren Inseln im Meer von Sibenico und Zara, habe ich das wenige schon erzählt, das ich dort beobachtet; Cherso und Osero habe ich vielleicht

nur zu umständlich beschrieben; in den anderen Inseln des Golfo del Quarnaro, hatte ich mich nur einige Augenblicke aufgehalten, und Arbe ist die einzige, in welcher ich einige brauchbare Beobachtungen gesammelt habe.

Diese Insel war den alten Geographen wenig bekannt; doch wird sie vom Plinius, von der Tabula Peutingeriana und von Porphyrogenet angeführt. Ptolomäus nennt sie Scarduna und setzt auf dieselbe zwey Städte Arba und Colentum. Die Arbejaner, die alle Ursach haben zu glauben, auf ihrer Insel seyen zwey Städte gestanden, halten zuverläßig den Text dieses Erdbeschreibers für verdorben, der ihre schöne und fruchtbare Insel, mit der ungebauten und unbewohnten Insel Scarda verwechselt, die nahe bey Pago liegt. Wahrscheinlich stuhnd zu den Zeiten der Römer keine andere Stadt auf der Insel als diejenige, die den Namen der Insel trägt, in deren Nachbarschaft anticke, obschon schlechte Steine ausgegraben werden. In den vorgeblichen Ruinen von Colentum, sah ich nichts anders als Ueberbleibsel eines Zufluchtsorts, den sich die Furcht nnd das Unvermögen der Insulaner in den Zeiten der Barbarey aufgerichtet hatten. Unmöglich ist es daß sich jemand hier einen beständigen Wohnplatz hätte auswählen sollen; denn eine rauhere, un-

fruchtbarere, kältere und windichtere Lage kan man sich kaum vorstellen. Ueberdieß scheinen die Mauern in Eil aufgeführt worden zu seyn; die Ueberbleibsel von Thoren zeigen von einem sehr ungeschickten Baumeister; man findet keinen einzigen nach römischem Geschmack bearbeiteten Stein, noch einiges Fragment von Inscriptionen oder Zierrathen. Der Grundriß der Hütten, die innert der Ringmauer stuhnden, zeigt daß sie nicht bestimmt gewesen ganze Haushaltungen zu enthalten, so eng und unbewohnbar sind sie. Wäre ich ein Bürger von Arbe, so würde ich zuverläßig die Spuhren einer zweyten Stadt an einem Ort aufsuchen, der den Stiftern derselben mehr Ehre anthäte.

Obschon Arbe die Hauptstadt einer kleinen Insel ist, die nicht über dreyßig Meilen im Umkreis hat, und deren höherer Theil gegen den Kanal der Morlachey zu, gänzlich ungebauet und unbewohnbar ist, so stuhnd sie dennoch immer in einigem Ansehen. Daß sie zu den Zeiten der Römer von einem gesitteten Volk bewohnt gewesen, beweisen die Inscriptionen, die dort entdeckt worden, und von denen einige sich in der Sammlung des Hrn. Jacopo Nani, und andere noch auf dem Ort selbst befinden. In den mittleren Zeiten erlitt sie alles das Elend, das auch die benach-

barten Länder druckte, erhob sich aber immer wieder mitten aus der Verwüstung. Im Archiv von Arbe liegen alte schätzbare Documente, die zeigen daß die Einwohner im eilften Jahrhundert Gold und Seide besessen. Aus der Herrschaft der hungarischen Könige kamen sie in die Hände der venetianischen Lehensherren, darauf unmittelbar unter die Herrschaft der Republick, die einen Nobile mit dem Titel Graf und Capitano dort hält.

Die Anzahl der Einwohner auf der ganzen Insel, belauft sich nicht viel über drey tausend. Sie sind in wenige Gemeinden abgetheilt, für die eine kleine Anzahl von Geistlichen hinlänglich wäre. Allein aus einem unerträglichen, und diesem kleinen Völkchen höchst nachtheiligen Mißbrauch, sind sie mit sechs Klöstern und mehr als sechzig elendiglich versorgten Priestern überladen.

Das Klima von Arbe ist keines der glücklichsten. Der Winter ist sehr streng und mit stürmischen Nordwinden begleitet, die nicht selten auch Frühling und Herbst in Winter verwandeln, und zuweilen auch sogar den Sommer verschwinden machen. Diese Winde verursachen im Winter und Frühling erstaunenden Schaden. Vor zwey Jahren kamen in einer einzigen Nacht bey zwölf

tausend Schaafe vor Kälte in den Bergweyden um, allwo man sie nach dem allgemeinen Gebrauch in Dalmatien, das ganze Jahr hindurch unter freyem Himmel verbleiben läßt. Der gesalzne Nebel, den die empörten Wellen in dem engen Kanal der Morlachey zwischen den Gebirgen von Arbe, und den entgegen stehenden Alpen in die Höhe treiben, versengt alle Keime der Pflanzen und des Getraids, wenn er vom Wind auf die Insel getrieben wird; und darauf folgt alsdann der grausamste Mangel. Dieses Unfalls wird auch das Fleisch der Thiere theilhaftig, die zur Weid gehen; es bekommt einen schlechten Geschmack, in Folg ihres bitteren und saftlosen Futters. Diese Unglücksfälle ausgenommen, ist die Luft von Arbe gesund, und scheint an den Fiebern der Landleute nicht schuld zu seyn, die vielmehr, aller Wahrscheinlichkeit nach, von ihrer schlechten Nahrung und ihrer fast hottentotischen Lebensart erzeugt werden.

Die Beschaffenheit der Insel selbst ist überaus angenehm; keine von denen die ich in Dalmatien gesehen, kan mit mit ihr in Vergleich gesetzt werden. An der östlichen Seite steht ein hoher Berg von eben der Natur und Steinart als die Montagna Morlacca, mit der er vor Altem zusammen hieng. Am Fuß desselben läuft das Land

gegen Westen aus, und vertheilt sich in schöne und fruchtbare Thäler und Hügel. Am nördlichen Ende ragt ein reitzendes Vorgebirg, Loparo genannt, in das Meer heraus, von Hügeln umkränzt, die eine schöne angebaute Ebene einschliessen. Ohnweit desselben liegen zwey Inseln, S. Gregorio und Goli, die für den Weidgang und die Fischerey vortheilhaft sind. Das Ufer, gegen der Montagna Morlacca über, ist steil und unzugangbar. Wehe dem Schiffe, das in diesem Kanal vom Sturm überfallen wird. Die lange und schmahle Insel Dolin, die längst der Küste di Barbado mit Arbe parallel lauft, macht einen Kanal, der minder gefährlich, aber doch nicht so sicher als schön anzusehen ist. Um die Stadt herum sind viele Anfuhrten, die die Handlung des angebaueten Theils der Insel erleichteren, und um das nordwestliche Ende der Insel herum laufen.

Die Stadt liegt auf einem länglichten Hügel zwischen zwey Meerbusen, die eine Halbinsel bilden, und enthält ungefehr tausend Einwohner, unter denen sich viele adeliche, aber schlecht begüterte Familien befinden. Die Vornehmsten sind de Dominis, aus welcher der berühmte Erzbischoff von Spalatro Marcus Antonius entsprungen ist; Galzigna, Nemirà, aus diesem Geschlecht führt Palladio Fosco einen Anto=

nius an, der im fünfzehnten Jahrhundert lebte, und ein sehr geschickter Meßkünstler war, ohne jemals einen Lehrmeister gehabt zu haben, die Spalatini, und Zudenighi.

Unter ihren grösten Seltenheiten rühmen sich Arbejaner vieler schätzbaren Reliquien, unter andern des Haupts des heiligen Christophs, des Patrons der Insel; allein die Liebhaber der geistlichen Antiquität, werden die Köpfe der drey Jünglinge, Sadrach, Mesach und Abednego, noch weit merkwürdiger finden, die dort mit vieler Andacht verehret werden. Das Heiligthum wird von vier der vornehmsten Edelleute auf das sorgfältigste bewahret, denen auch die alten wichtigen Documenta der Stadt anvertrauet sind. Unter diesen befindet sich eine Verhandlung von 1018. in welcher die Stadt dem Doge von Venedig, Ottone Orseolo, einen Tribut von einigen Pfunden Seide (de seta serica,) und in widerhandlendem Fall, einige Pfund feines Gold (de Auro obrizo) verspricht.

Ottavio Spaderi ein gelehrter Mann, der vormals Bischoff zu Arbe war, wollte nicht zugeben, daß am Fest des heiligen Christophs jene Reliquien öffentlich zur Schau ausgesetzt wurden, an deren Authenticität er mächtig zweifelte. Darüber ward das Volk so aufgebracht, daß es ihn

von der Höhe des Felsens, auf dem die Katedralkirche steht, in das Meer hinunter stürzen wollte, und der Auflauf ward erst nach langem gestillet. Die Regierung sah sich gezwungen Truppen hinzusenden, um den Prälaten der Gefahr zu entreissen, und der Pabst fand dienlich, ihm in Italien eine sanftmüthigere Braut anzuvertrauen.

Die Beschaffenheit des Bodens von Arbe, ist nicht aller Orten die gleiche, schwerlich wird man in einem so kleinen Bezirk eine grössere Verschiedenheit antreffen. Es ist ein grosser Unterschied zwischen dem Ende des Berges, der an den Kanal di Barbado gegen Dolin über anstößt, und zwischen dem Rücken desselben, der einer seits gegen das Innere der Inseln, und auf der anderen Seite gegen die morlackischen Alpen zu gekehret ist. Selbst der Gipfel des Berges ist nicht überall von gleicher Natur. An einigen Orten hat er schöne Ebenen, die theils waldicht, theils zum Getraidbau tüchtig sind; an anderen ist er ganz nackt und felsicht. Der Boden am Fuß des Berges gegen das entgegen gesetzte Ufer von Jablanitz zu, besteht aus Kalkfelsen; in der Gegend von Barboda ist er kieslicht, und zum Rebbau überaus dienlich. Die Kiesel sind eckigt, weil sie nicht lang im Wasser gerollet worden, das sie hier abgesetzt hat; die älteren Schichten erhärten

nach und nach unter dem Boden, durch das Durchseigen des Regenwassers. Der Wein von Barbado ist von der besten Art, und daher sehr berühmt, längst dieser Küste wird auch nichts als Wein gepflanzt, der ungeacht der vernachläßigten Kultur vortreflich geräth. Am Fuß der vorgeblichen Ruinen von Colentum, trägt der Boden neben dem Wein noch Oliven, Maulbeeren, Obst, und in einigen tieferen Gründen auch Getraid. Im niedrigern Theil der Insel, der wechselsweise aus Hügeln und Thälern zusammen gesetzt ist, herrscht eine Steinart, die von dem Gestein des Berges, und der um denselben herum liegenden Gegend gänzlich verschieden ist. Der Berg besteht ganz aus Kalkstein, die Hügel hingegen sind gemeiniglich sandigt. Der Sandstein (Cote) enthält oft Ostraciten und Nummalien; die äussere Schichte pflegt sich sehr leicht aufzulösen. Die Thäler besitzen ein vortrefliches Erdreich, das mit feinem Sand hinlänglich vermischt ist um locker zu bleiben. Die Quellen, die die Natur hinlänglich durch die ganze Insel vertheilt hat, erhalten den Boden in einer gemäßigten Feuchtigkeit, wenn der Sommer nicht ausserordentlich trocken ist, so daß das dunkle Grün der gebüschreichen Hügel, das saftvolle Laub der Reben, und das frische Aussehen der Saaten, den reitzendsten und erquickendsten Anblick verursachen.

Die Insel besässe alles was zum Unterhalt ihrer wenigen Einwohner vonnöthen wäre, wenn der Landbau von einem minder dummen und trägen Volk betrieben würde. Dessen aber ungeacht liefert sie doch Brennholz, von dem jährlich viele Lasten nach Venedig versendet werden, Korn, Oehl, vortreflichen Wein, Aquavit, und schon von den ältesten Zeiten her, Seide von Würmern, die mit Blättern von schwarzen Maulbeerbäumen ernährt werden, Leder, Wolle, Schaafe, Schweine und gute Pferde. Seit einiger Zeit sind auch Salzgruben angelegt worden, die reichlich abtragen. Der Fang der Thaunfische, der Mackrele, der Lanzardi und Sardellen, ungeacht er ungeschickt betrieben wird, macht einen wichtigen Zweig der Handlung der Arbejaner aus, die wie die übrigen Dalmatier ihre Rechnung besser dabey finden, ihre Waare viel eher an Fremde als an Venezianer zu verkaufen. Bey allen diesen Gütern der Natur, ist dennoch die Insel weit entfernt, reich und in einem blühenden Zustand zu seyn, weil noch allzuviel Land ungebauet lieget, und das Volk zum Arbeiten zu träge ist.

In Absicht auf die Steingeschichte von Arbe, machte ich einige Beobachtungen, die mir ziemlich merkwürdig vorkamen. Der Gipfel des Berges

ist wie ich schon oben gesagt habe, fast eben und an einigen Orten in Gestalt einer Schüssel eingedrückt. Ich fand daß die Marmorlagen größtentheils aus Breccien bestuhnden; dieses befremdete mich keines wegs, da ich es anderswo schon oft so angetroffen hatte, und bestärkte mich bloß in meiner Meinung über den ehmaligen Zustand der Berge in diesen Gegenden. Eine ganz neue Erscheinung aber war es mir in diesen Höhen, grosse Strecken von feinem Sand anzutreffen, mit eisenschüßiger Erde vermischt, und in reguläre Schichten abgetheilt, wie diejenigen sind, die vom Anspühlen unsrer grossen Flüsse erzeugt werden. Ich untersuchte denselben durch das Vergrösserungsglas, und fand daß er quarzartig und augenscheinlich durch das Abreiben, der von erzhaltigen Bergen abgerissenen Felsstücken entstanden sey.

Sie werden Sich gewiß nicht ärgern, mein gelehrter Freund, daß ich so zuversichtlich behaupte, der quarzichte Sand entstühnde aus dem Zermalmen von Felsstücken; die von reissenden Bergwassern abgerissen, und lange in Flüssen gerollet worden. Unsere Wasser in der Lombarden, und besonders der Po, setzen dieses ausser allen Zweifel. Die nordischen Naturforscher, unter anderen **Wallerius**, sehen den Sand als präexistirend an, und leiten daraus die Erzeugung der Steine

her. * Das ist aber eben soviel als behaupten, das Mehl sey vor dem Korn da gewesen. Was mir am sonderbarsten vorkommt, ist daß dieser berühmte Mann, nachdem er die Meinungen des Aristoteles und anderer Alten von dem Ursprung des Sandes angeführt, die denselben von der Zerstöhrung der Felsen herleiten, und nachdem er selbst zugegeben, daß ein Theil desselben auf keine andere Weise habe entstehen können, sich dennoch von der grossen Menge und der Lage des Sandes sowohl unter der Erde als unter dem Wasser bewegen läßt, von der alten vernunftmäßigen Meinung abzugehen. Es ist freylich wahr, daß die zusammen gesetzten Felssteinarten, unter die ich auch die feinkörnigsten Sandsteine rechne, ihren Ursprung unmittelbar der Vereinigung der Sandtheilchen zu verdanken haben; dieses aber beweiset nicht, daß der Sand nicht aus der Zerstöhrung der Steine entstanden seye. Würde derjenige nicht

* Arenæ . . . usum præstant æqualem ut alia terra in eo quod oriignem præbeant lapidibus & montibus unde & patet arenam esse saxo priorem WALL. Syst. Mineral. 1772. pag. 101. & pag. 107. Obs. 2. Vetat tamen ingens quantitas nec non situs arenæ tam subterraneus qumam subaquosus, ut hoc de omni arena dici possit. . . . Plurimos montes ab arena concretos facilius demonstrari potest quam ab his destructis esse ortam.

verkehrt urtheilen, der eine Handvoll Sand aus dem Po nähme, und von den Bergen, aus denen dieser grosse Strohm herunter fließt, spräche: „ jetzt weiß ich woraus sie entstanden sind! “ anstatt zu sagen: „ jetzt weiß ich wie der Sand erzeugt wird. “ Die Meinung des **Wallerius** über den Ursprung des Sandes, wird aufs wenigste jedermann befremden, der weiß, daß der Sand sowohl der Substanz als der Ausdehnung nach, vollkommen mit den Kalkschichten oder Quarzgängen überein kommt, von denen er natürlicher Weise muß hergeleitet werden. Pag. 105. Obs. 5. spricht er: „ der quarzigte Sand seye ursprüng„lich aus einer klebrichten oder gallertartigen Ma„terie erzeugt worden, die im Wasser entstanden, „ und sich nach und nach verhärtet und in kleine „ Körner zertheilt habe. “ Um dieses zu beweisen führt er die Ritzen an, die man vermittelst des Vergrösserungsglases in den kleinen Sandkörnern bemerkt, und das Ankleben metallischer Theilchen an diesen Körnern; als wenn man nicht durch einen leichten Versuch zeigen könnte, daß ein fein zerstossenes erzhaltiges Stück Quarz im Wasser geschwemmt, eben die Sandkörner und Metalltheilchen giebt, die durchs Vergrösserungsglas im Sand der unter dem Wasser liegt, oder vor Alters vom Wasser abgesetzt worden, beobachtet werden.

An einem Ort der Crazzich heißt, zu oberst auf dem Berg, findet man im feinen Sand Nester und senkrechte Gänge von Erdsteinen, (Geode) die so dicht und schwehr sind, daß sie mit allem Recht unter die reichhaltigen Eisenerze können gezählt werden. Vor Alters war der Rücken des Berges mit Steineichen bedeckt; an der Seite gegen Loparo zu, wurde der feine quarzichte Sand vom Regen herunter geschwemmt, der bey den Marmorschneidern und in den Glashütten unter dem Namen Saldame bekannt ist. Plinius redet wahrscheinlich von diesem Ort, da er sagt: „man finde in einem seichten Grund im adriatischen Meer zur Zeit der Ebbe eine tüchtige „Gattung Sand zum Marmor schleifen.“ * Die Ebene, die am Fuß des rauhen und felsigten Berges liegt, der noch heut zu Tage Verch od mela, Sandhügel heißt, obschon kein Sand mehr auf demselben ist, besteht ganz aus Saldame so wie auch verschiedene andere Gegenden auf der Insel, allwo das Meer gegen die Wurzel der Sandberge anschlägt. Diese Sandart scheinet sehr von weitem hergekommen zu seyn, da längst dem adriatischen Meerbusen keine erzhaltigen Gebirge streichen. Im Hügel auf dem die Stadt

Arbe

* Plin. Hist. Nat. L. XXXVI. c. VI.

Arbe steht, ruhet der Sandstein auf diesem Sand, und enthält oft eine grosse Menge von Lenticularien, die aber nicht mit der Medusa Porpite übereinkommen, welche Hr. von Linné für das Original dieser Versteinerung ausgiebt. * In den Hügeln von Loparo findet man häufig versteinerte Nummalien im halb erhärteten Sand zerstreuet, so daß die Tagwasser dieselben ablösen und mit sich führen. Man findet auch in diesen Sandhügeln, die nach und nach durch das beständige Anspühlen des Meers zerfallen, in Menge versteinerte exotische Echiniten von verschiedenen Gattungen und Grösse, so wie auch am Ufer des Hafens von Arbe der Stadt gegen über. Nahe bey dem Hafen Campora, und bey dem von Domich liegen in dem quarzichten Sandstein grosse Haufen versteinerter Ostraciten und Nummalien. Zuverläßig sind diese Hügel später entstanden als der Berg selbst; dem ungeacht aber müssen sie sehr alt seyn, da sie Versteinerungen enthalten, die unseren Meeren fremd sind. In dem Hügel, auf dem die Arbejaner anmuthige Spaziergänge angelegt haben, findet man im

---

* Amoenit. Acad. T. I. p. 194. Fig. V. und T. IV. p. 255. Fig. 7. 8. 9.

Sandstein, irreguläre Stücke von Kiesel und Jaspis, in denen man zuweilen Seetrümmer antrift. Deßwegen aber halte ich dennoch den Schluß des Wallerius nicht für richtig; „daher sey es zuverläßig, daß einige Jaspise aus einer flüßigen Materie entstanden, die fremde Körper in sich eingeschlossen habe.* " Wiederholte Beobachtungen über die Veränderungen, deren die Steine fähig sind, haben mich überzeugt, daß der gröste Theil der Kiesel und Jaspise sich niemals in einem Zustand von Flüßigkeit befunden. Ich besitze eine kleine stufenweise Reihe von foßilischen Produckten aus den euganeischen Gebirgen, die ich selbst gesammelt, und die mir vieles Licht über die Entstehungsart dieser Gattung von Steinen gegeben haben.

Die Breccia auf dem Berg von Arbe nimmt eine schöne Politur an; sie ist gemeiniglich weiß gefleckt; und der verbindende Stoff ist von einem lebhaften roth; die Stücke aus denen sie zusammen gesetzt ist, sind eckigt und von feinem Marmor. Da ich Ihnen meine Gedanken über die Meinung des Wallerius, von der Entstehung des Sandes schon freymüthig eröfnet, so muß ich

* L. c. pag. 305.

Ihnen ebenfalls gestehen, daß seine Theorie von den zusammen gesetzten Steinen mir noch sonderbarer und den physischen Beobachtungen widersprechend vorkommt. So sehr ich diesen grossen Naturfoscher verehre, so kan ich mich dennoch keines wegs bequemen, ihn blindlings in allem zu bewunderen. Er sagt: * „es scheine ihm „kaum möglich, daß die Steine, welche die zu„sammen gesetzten Felsarten ausmachen, sich un„ter einander hätten verbinden können, wenn sie „nicht in einem weicheren Zustand gewesen „wären, da die zusammen leimende Materie „sich keines wegs in vollkommen harte Steine „hinein dringen könne.“ Daraus schließt er: „1°. Der Bruch der Steine und Felsen seye „während der Austrocknung und Verhärtung „durch das wechselseitige Anziehen der Theile, „durch das Zusammendrucken, durch eine Art „von Niederschlag oder durch andere ähnliche „Ursachen hervorgebracht worden. 2°. Die zu„sammen gesetzte Steine haben sich in eine zu„sammen hängende Masse vereinigt, während daß „sie weich waren. 3°. Diese Verbindung seye „so wie auch die Brüche unter der Erde ange-

* L. c. pag. 431.

„ fangen worden, da es nicht möglich scheine,
„ daß Steine an der freyen Luft erzeugt werden,
„ oder sich zusammen leimen können. 4°. Diese
„ Steine seyen, nachdem die Zusammenlei-
„ mung angefangen oder vollendet worden,
„ durch irgend eine gewaltsame Erschütterung auf
„ die Oberfläche des Bodens und der Berge her-
„ auf geworfen worden. . . . Mit einem Wort,
„ das Zerbrechen der Steinstoffen, und der An-
„ fang ihrer Zusammenleimung seye älter als die
„ Sündfluth, und hingegen das Daseyn der zu-
„ sammen geleimten Felsen, seyen seit dersel-
„ ben.“ Ohne mich lang bey dem Wort Leim aufzuhalten, das für kalkartige und glasartige Verbindungen sehr unschicklich scheinet, so werden die vier Sätze des Wallerius durch Fackta widerlegt. Was den ersten anbelangt, so ist gewiß, daß die eckigten Steine, aus denen die Breccien erzeugt werden, so verworren und vermischt im Gestein durch einander liegen, daß man unmöglich vermuthen kan, daß sie vor Alters in einem stätigen Zusammenhang gestanden. Die Breccien, die wir täglich vor unsern Augen am Fuß der Gebirge und längst den Ufern reissender Ströhme entstehen sehen, zeigen ferners deutlich, wie die Natur in ihrer Erzeugung zu Werk gehet. Daß die Steine, aus denen die Breccien bestehen,

bey ihrer Verbindung weich gewesen, ist nicht glaublich. Man darf nur einige Stücke von Breccia entzwey schlagen, um zu sehen, daß jedes Steinchen für sich selbst bestehet; es begegnet so gar zuweilen, daß man eines nach dem anderen los machen kan, wenn der Kitt, der sie verbindet, nicht gar zu hart geworden ist. Wären sie bey ihrer Verbindung weich gewesen, so würde oft einer in den anderen hineingedruckt worden seyn, welches man aber niemalen wahrnimmt. Der dritte Satz ist eben so unrichtig. Aus der Untersuchung der Steine, die durch das Wasser vereinigt worden, erhellet eben, daß es unmöglich ist, daß sie unter dem Boden mit einander verbunden worden, so wie diejenigen, die ihren Ursprung von Vulkanen herleiten. Es ist überdieß eine sehr unbesonnene Behauptung, daß Steine sich an der Luft nicht erzeugen und verhärten können: da man eine Menge Stalacktiten an Oertern entstehen sieht, die der Luft am meisten ausgesetzt sind; und da die Steinverhärtungen der heissen Quellen von Tag zu Tag unter den Augen des Beobachters zunehmen. Der vierte ist gänzlich aller Wahrscheinlichkeit beraubt. Man findet die Breccien in mächtigen und regulären Lagen auf eben so ausgedehnten Schichten von anderen Gebirgsarten liegen. Wie wäre es aber möglich,

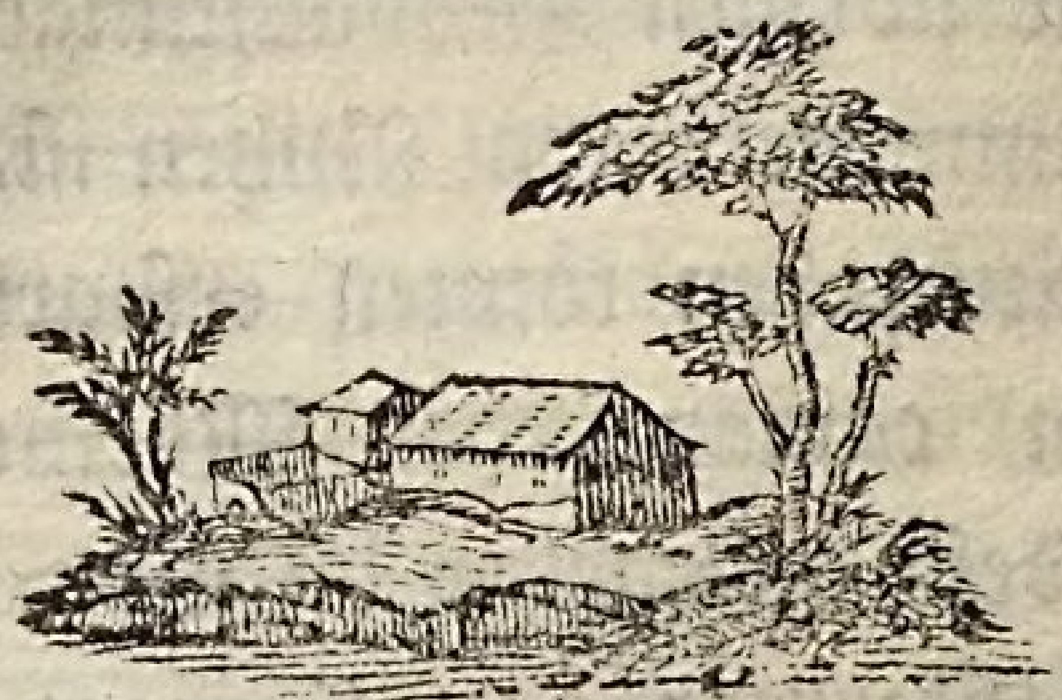
daß eine unterirrdische Kraft sie aus den Eingeweyden der Erde herausgeworfen hätte, ohne sie auf tausenderley Weise zu zerreissen und in Unordnung zu bringen.

Die Breccia macht aber nicht die wichtigste und schätzbarste Marmorart aus, die die Insel Arbe, und die beyden kleinen an das Vorgebirg von Loparo anstossenden Inseln S. Gregorio und Goli liefern. Man findet dort im Ueberfluß einen weissen Bildsäulen Marmor, der im Korn vollkommen mit demjenigen überein kommt, den die alten Römer gebrauchten, und den sie nicht immer, wie man gemeiniglich glaubt, aus Griechenland zogen. Er hat nicht die schneeweisse Farbe, die man im Marmor von Carrara schätzt, und die nur zu oft den Bildhauer und den Liebhaber betriegt. Die vollkommene Aehnlichkeit zwischen dem weissen römischen Bildsäulen Marmor, und demjenigen, der auf Arbe und den beyden obbenannten Inseln bricht; der alte Name von Loparo, das, wie aus den in Arbe liegenden Dokumenten erhellet, Neoparos hieß; die Wahrscheinlichkeit daß die römischen Lastschiffe, die an dem vom Plinius angezeigten Ort Sand holten, auch den Marmor werden entdeckt haben, der häufig dort bricht; die grosse Menge eckigter und

irregulärer Bruchstücke, deren Oberfläche durch die Länge der Zeit etwas angefressen worden, und die man am Fuß des Sandhügels findet; alle diese Gründe verleiten mich zu glauben, daß alte Marmorbrüche hier gewesen, aus denen die römischen Bildhauer den Stoff zu ihren Werken hernahmen. Dieser Marmor ist ein Gemisch von Orthoceratiten und Nummalien von der grösseren Gattung: allein um dieses wahrzunehmen, muß man die angefressenen Bruchstücke untersuchen, von denen ich geredet habe; so bald er vom Meissel geglättet ist, verschwindet alle Spuhr von fremden Körpern, so genau haben sich die Versteinerungen sowohl der Substanz als der Farbe nach mit demselben vereiniget. Bricht man ein Stück entzwey, so hat er inwendig wie die anderen salinischen Marmorarten ein krystallinisches Ansehen. Diese Entdeckung schien mir wichtiger als alle meine übrigen Beobachtungen, da sie der Nation von unmittelbarem Nutzen ist, und dadurch die grossen Ausgaben können erspart werden, die man auf den carraresischen Marmor verwendet. Sie kommt desto gelegener da man heut zu Tage keinen guten Marmor von Carrara mehr erhält, seitdem die Engländer zu Massa einen Agenten halten, der die schönsten Stücke für sie einkauft, und den Italiänern bloß den adrichten und ge-

fleckten aschfarben überläßt, der zu Statuen und anderen kostbaren Arbeiten untauglich ist.

Ueber das phosporische Leuchten des Meers habe ich in den Gewässern von Arbe und Pago einige Beobachtungen angestellt, die ich verspreche Ihnen mitzutheilen, so bald ich sie zu einiger Vollkommenheit werde gebracht haben. Nehmen Sie indessen, mein vortreflicher Freund, diesen Brief als einen Beweis meiner Freundschaft und Hochachtung für einen Mann an, der eine so vorzügliche Stelle unter den Naturforschern behauptet, und der durch sein Beyspiel der Welt zeiget, daß noch jezt der Geist der Redi und Vallisnieri unter uns wohnt, durch die vormals Italien so berühmt geworden ist.



Innhalt

der im zweyten Theil enthaltenen Artickel.

pag.

Grafschaft Trau. - - - 3

§. I. Districkt von Trau. - - 3

§. II. Boßiglina und Halbinsel Illis. - 6

§. III. Stadt Trau; Marmor traguriense der Alten. - - - - - 10

§. IV. Insel Bua. - - - 16

§. V. Asphaltquelle. - - - 23

§. VI. Gegliederte Patellen. - - 29

§. VII. Gestad von Trau gegen Spalatro; Gestein von Milo. - - 36

§. VIII. Schädliche Inseckten. - 40

Grafschaft Spalatro. - - 42

§. I. Beschreibung der Schichten und Gänge des Vorgebirges Marian. Irrthum des Donati verbessert. - - 44

pag.

§. II. Hafen und Stadt Spalatro; Gelehrtengeschichte derselben. - - 53

§. III. Ruinen von Salona. - - 59

§. IV. Berge Clissa und Mossor. - 64

§. V. Land von Morlacken bewohnt zwischen Clissa und Scign; Thal von Luzzane und Gipalovo=Brilo. - - 67

§. VI. Berg Sutina und umliegende Gegend. 73

§. VII. Ruinen von Epetium; Versteinerungen dieser Gegend. - - 77

Lauf der Cettina. - - 83

§. I. Ursprung der Cettina. - - 84

§. II. Unterirrdische Reise. - - 87

§. III. Morlackische Mahlzeit auf einem Todtenacker. - - - - 99

§. IV. Ebene von Pascopoglie; Salzquelle, Insel Otok. Ruinen der Colonia æquensis. - - - - 103

§. V. Vulkanische Hügel und Seen von Krin. Gips von Scign. - - 107

pag.
§. VI. Festung Scign und umliegende Gegend. - - - - 110
§. VII. Lauf der Cettina zwischen Abgründen; Wasserfälle derselben. - - 114
§. VIII. Lauf der Cettina von Duare bis zu ihrem Ausfluß. - - - 119
§. IX. Provinz Pogliza; ihre Regierungsform. - - - - 125
§. X. Stadt Almissa; ungerechtes Urtheil des P. Farlati über ihre Einwohner; geographische Irrthümer desselben. - 130
§. XI. Natürliche Mauer von Rogosniza. Brullia, Peguntium der Alten. - 137
§. XII. Von der Packlara oder Krampffisch. 140

Landschaft Primorie. - - 144
§. I. Stadt Macarska. - - 146
§. II. Berg Biocova. - - - 153
§. III. Luftgeschichte von Primorie. - 157
§. IV. Meer von Primorie; Wasserhöhe desselben; Fischerey. - - 164

pag.

§. V. Bewohnte Oerter längst der Küste von Primorie. - - - 183

§. VI. Schlünde von Coccorich; Seen Rastock, Jezera, Desna; Fluß Trebisat. 199

§. VII. Flüsse Norin und Narenta; Ebene die sie überschwemmen. - - 208

Von den Inseln Lissa, Pelagosa, Lesina und Brazza im Meer von Dalmatien, und Arbe im Golpho del Quarnaro. - 225

§. I. Insel Lissa und Pelagosa. - 226

§. II. Insel Lesina. - - - 237

§. III. Insel Brazza. - - 251

§. IV. Insel Arbe. - - - 259

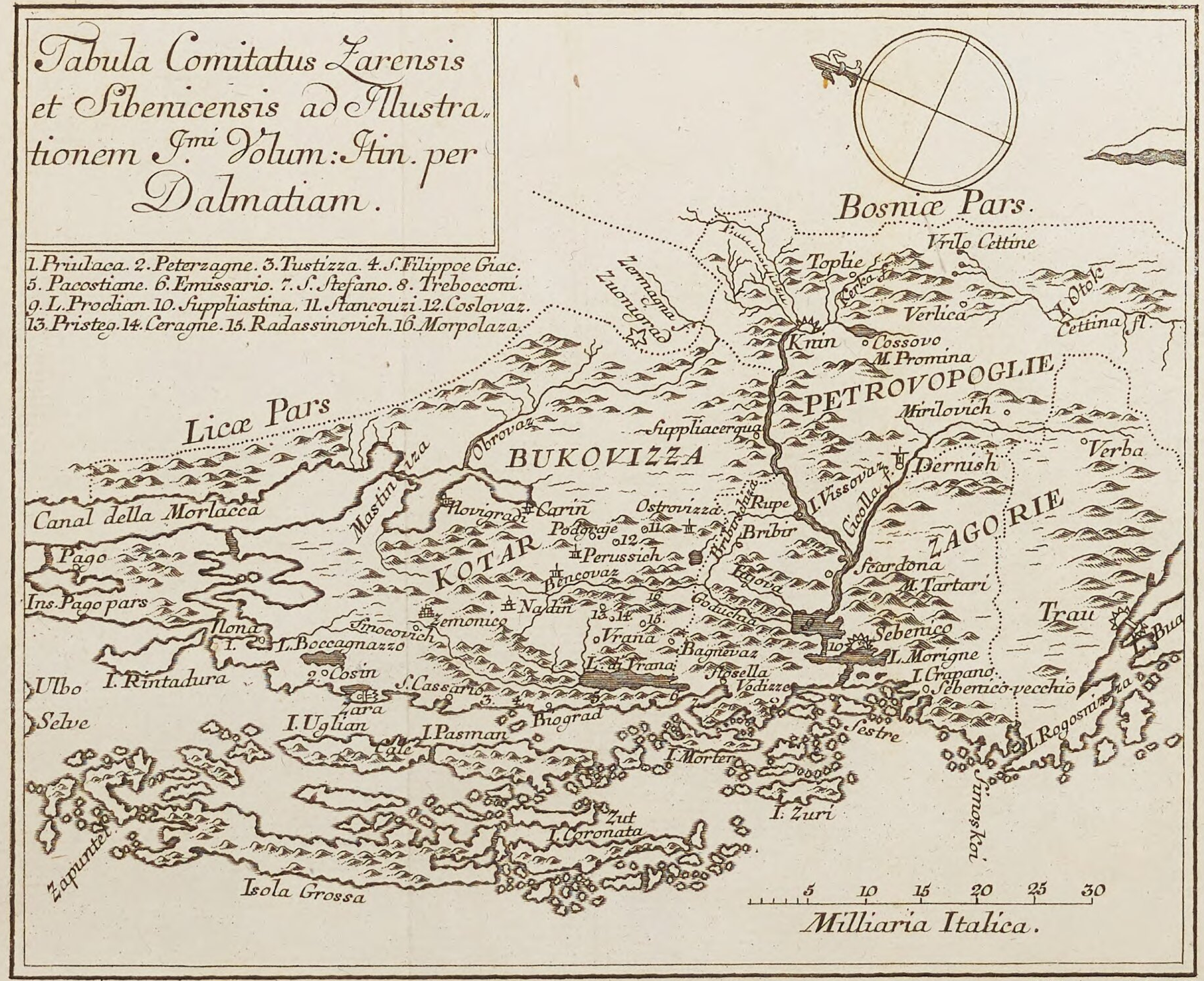
Ende des zweyten Theils.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Nachricht an den Buchbinder.

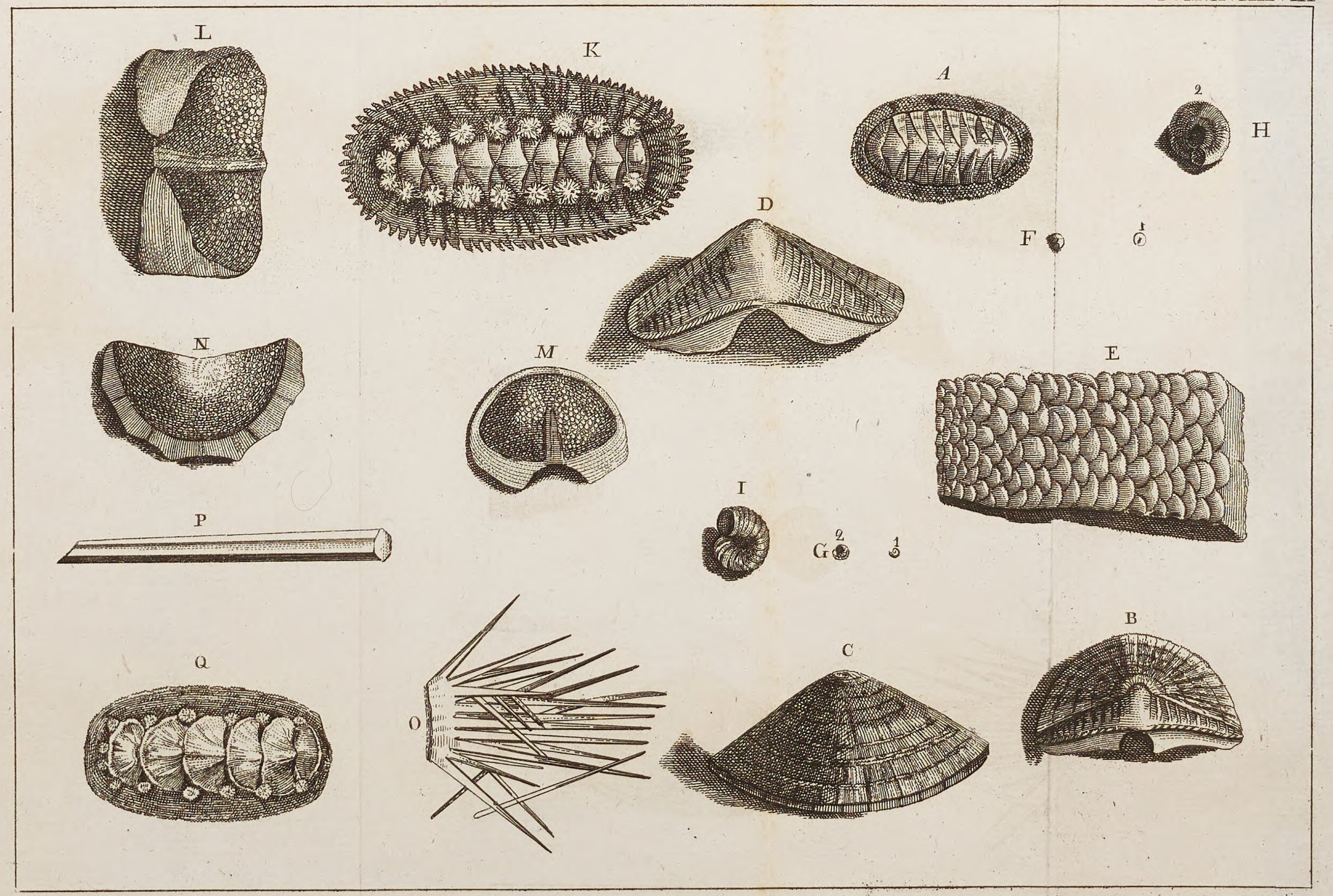
Der Kupferstecher hat aus Versehen, die Kupfertafeln des ersten und zweyten Theils, mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet. Die von 1 — 7 gehören zum 1sten Theil, und die von 8 — 12 zum 2ten Theil.

Tab. VIII.



I. Marianus Sculp. A.V.

G
G
E
D
D
A
A


L
K
A
2
H
D
F
1
N
M
E
I
P
G
2
1
B
C
Q
O

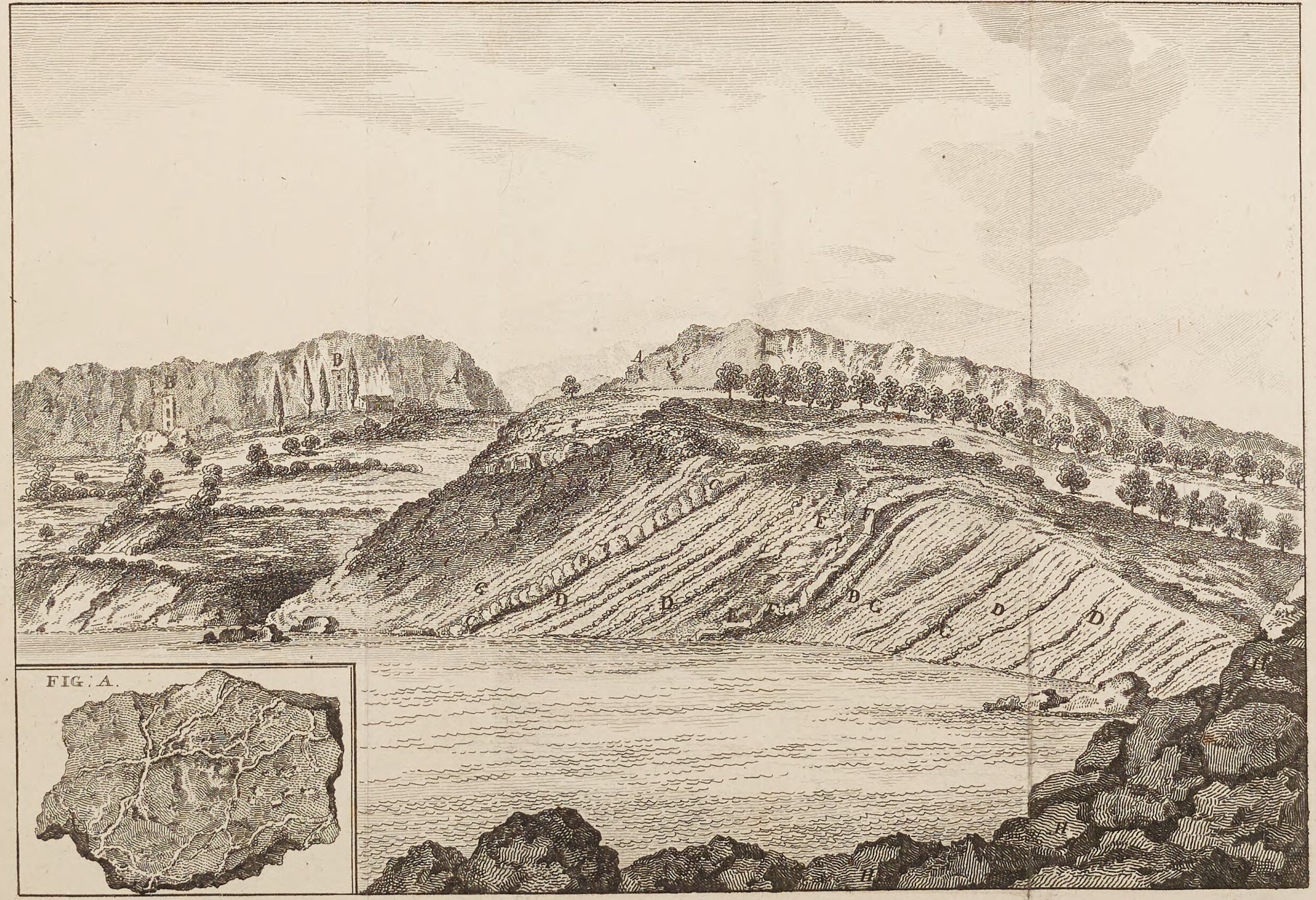
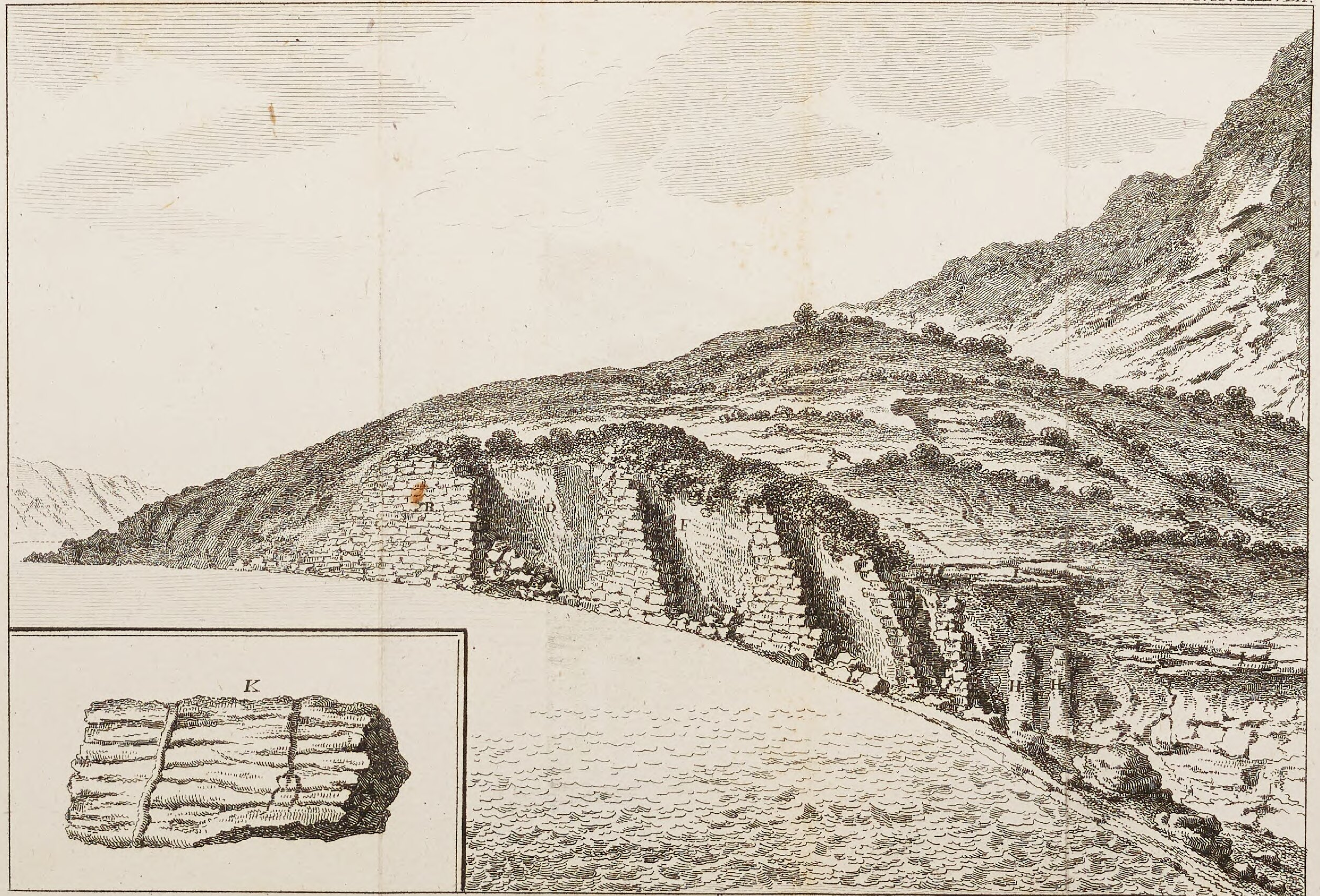


FIG: A.


B
D
F
H
H
K

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fortis, Alberto,

Abbate Alberto Fortis Reise in Dalmatien

Bd.: 2

Bern 1776

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.83(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449033-7
VD18 90924118-ddd